St. ding. 1791 $\frac{a}{}$
2

<36625082290013 S

<36625082290013

Bayer. Staatsbibliothek

It. sing. 791 h/12
BG

Die

Herbstreise nach Venedig

von

Friedrich von Raumer.

Honny soit qui mal y pense.

Zweiter Theil.

Berlin, 1816.

In der Realschulbuchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1189 1684

Zwei und dreißigster Brief.

Venedig, den 20. September.

Der Weg von Padua bis Mestre führt größtentheils die Brenta entlang, zwischen Gärten und Landhäusern, von denen einige im schlechten, mehre im bessern Geschmack erbaut sind, und einzelne königlichen Anlagen an Pracht und Umfang gleich kommen. So z. B. der ungeheure Pallast der Pisani in Stra mit seinen Nebengebäuden, großen Gartenanlagen u. s. w., welchen der Vicekönig Eugen von jener Familie erkauft hatte, dessen Wappen aber eiligst mit grauer Farbe überschmiert worden ist, damit die rechtmäßige Besitzergreifung Oesterreichs daraus rein und klar hervorgehe. Wahrscheinlich wird aber diese große Anlage gleich so vielen andern Landhäusern verfallen. Es scheinen nur

noch leere Gehäuse zu seyn, in denen einzelne alte Diener gespensterartig umherwanken, die Herrn und Meister sind hinweggezogen, hinweggespottet, hinweggejagt, hinweggeplündert worden. Auf den Wegen, den Treppen, den Balconen, wächst Gras und Unkraut, der Kalk ist an vielen Stellen von den Mauern abgefallen, die Fenster sind zerschlagen, die Laden und Thüren schließen nicht mehr, und das Bild gewaltsamen, erzwungenen Verfalls tritt auf dem Wege bis Mestre fratzenhaft und schreckenvoll heraus!

In Mestre ließen wir gegen eine sehr genaue Bescheinigung unsern Wagen und nahmen ein Boot mit vier Postpferden, wie man hier bildlich die Ruderer nennt. Bald erweiterte sich die Aussicht nach allen Seiten, große Strecken mit blühenden Seeastern bedeckt, folgen dem festen Lande, dann verschwinden auch diese im tiefern Wasser, die alten und neuen Befestigungen bleiben zurück, und man schwimmt der wunderbaren Stadt entgegen, deren Thürme hoch aus dem Meere herausragen, bis auch die Häuser emporsteigen, und der Kahn bei dem Canaletto anlegt. Noch hast du nicht Zeit gehabt, die durchaus neuen Erscheinungen zu betrachten, als

sich das Schiff schon in den großen Canal wendet, die Palläste der Cornaro und Pesaro vor dir stehn, erhabene und sonderbare und wunderliche Gebäude in unglaublicher Mannichfaltigkeit vorüberfliegen, und der Riesenbogen des Rialto dich in noch größeres Erstaunen setzt.

Es war fast nöthig, daß die Einkehr in das Wirthshaus la gran Bretagna, nahe beim Rialto, diese Reihe von Eindrücken unterbrach, welche übergewaltig auf uns einstürmten. Erst Abends bei vollem Mondenlichte stiegen wir wieder in die Gondel, und fuhren zum Markusplatze. Alles, mein Freund, Alles, was du gesehen und geträumt hast, reicht nicht an die Zauberei dieses Anblicks. Der große Canal selbst scheint der Merkwürdigkeiten genug zu bieten; nun aber stellen sich dir zur Rechten die gewaltigen Kirchen Maria della Salute und S. Giorgio Maggiore dar, Inseln und Lichter schimmern fern in den Lagunen, die Straße der Sklavonier zieht sich wie ein ungeheurer Lichtbogen am Wasser entlang, und wendest du nun, bis dahin vorsätzlich abgewandt, auf das gegebene Zeichen den Blick zur Linken, so siehst du in Wahrheit und Riesengröße eine Welt von Gebäuden und Kunstwerken vor dir,

so kühn, so eigenthümlich und wunderbar, wie sie kein Dekorationsmaler mit ungebundener Phantasie zu erfinden wagte. Zwei sehr schöne Granitsäulen aus einem Stücke eröffnen würdig den Eingang zur Piazzetta, links steht das reichgeschmückte Gebäude der Bibliothek, rechts der ungeheure Pallast des Doge, welcher über alle Regeln der gewöhnlichen Kunst, wie die Alpe über einen Maulwurfshügel, hinausreicht, und, wenn irgend etwas auf Erden, in der vollsten und höchsten Bedeutung den Beinamen romantisch verdient. Jetzt trifft dein Blick, weiter gehend, die Markuskirche, die alten und neuen Prokuratien, den himmelhohen Glockenthurm, oder Campanile.

Es war in mir ein Gefühl der höchsten Lust und des größten Schmerzes! Welche unendliche Kraft, welcher Muth, welcher Geist, welch Leben offenbart sich hier, und doch schienen die langsamen tiefen Töne der Glocken, welche vom Campanile herab zur Ruhe einluden, ein Todesgeläute für Venedig zu seyn. Wie der mehr als dreizehnhundertjährige Staat fiel und unterging, davon schreibe ich dir das nächste Mal um so ausführlicher, da es in Deutschland fast nicht bekannt geworden ist, weil

die Sieger, so weit es ihnen möglich war, die Hauptquellen dieser gräuelvollen Geschichte verboten und vertilgten. *)

Drei und dreißigster Brief.

Venedig, den 21. September.

Nie hat die rohe Wuth eines weltverwüstenden Tyrannen so herrliche und dauerhafte Früchte getragen, als die des Hunnenfürsten Attila, indem er viele Bewohner der nordöstlichen Küste von Italien aus ihrem angestammten Besitzthum in den Schlamm der Lagunen und die wüsten Dünen jagte, welche sich jenseit des Ausflusses der Piave, Brenta und Etsch im adriatischen Meere hinstrecken. Aber diese Flüchtigen brachten nicht bloß ängstliche Furcht in ihre neuen Zufluchtsörter, sondern besonnenen und

*) Besonders Tentoris höchst wichtige und seltene Raccolta cronologico - ragionata di documenti inediti, che formano la storia diplomatica della rivoluzione e caduta della repubblica di Venezia.

tiefen Haß gegen die Willkühr regierender Frevler; sie hatten Muth und Willen, allen Hindernissen der Menschen und der Natur zum Trotz, eine eigene Welt zu begründen und zu beherrschen. So stieg zwar langsam, aber sicherer, ununterbrochener, eigenthümlicher als jemals ein anderer Staat, der Venetianische aus den kleinsten Anfängen, bis zu der wunderbaren Höhe, daß er Herr fast alles damaligen Handels ward, Kaiser und Könige einsetzte und absetzte, und eine innere Vollendung der Verfassung und des geselligen Lebens erreichte, gegen welche die meisten übrigen Staaten Europas unendlich zurückblieben. Alles, was die Republik in jenen Jahrhunderten that, war großartig; jede Anlage riesenmäßig; das beweisen die Geschichten und die ungeheuern, der Zeit trotzenden Denkmahle. Wo zeigte sich am Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts solche umfassende Thätigkeit, so vielseitiges Geschick in Gewerben, so großartige Benutzung des Reichthums, so strenge Ordnung neben der freiesten Lebenslust, so durchdringender klarer Verstand neben romantischer Begeisterung? Stolz war Venedig und kühn, wer will das läugnen? Aber es hatte Recht; es wußte weßhalb und worauf. Da

bewies die neuere Congreßpolitik zum ersten Male, wie ein freundliches Uebereinkommen Mehrer nicht weniger Neid, Frevel und Ungerechtigkeit in sich schließen könne, als die überwiegend gewaltige Willkühr eines Einzelnen. Der Bund von Cambray bleibt eine ewige Schmach für Alle, die ihn schlossen und Venedig mit Ehrenworten und Eidschwüren täuschten, während die Dolche schon bereitet wurden, um es meuchlings zu ermorden. Die Missethäter verfehlten indessen ihren Zweck, und Venedig würde vielleicht ohne allen Verlust gleich kräftig fortgelebt haben, wenn nicht um dieselbe Zeit ein zweites unabwendbares Unglück eingetreten wäre. Der neu entdeckte Seeweg nach Ostindien gab nämlich dem Handel eine andere Richtung. Zu spät erkannte die Republik, daß dieser neue Handelsweg sich nothwendig als vorzüglicher bewähren müsse; zu lange zögerte sie, sich desselben mittelst ihrer überlegenen Seemacht selbst zu bemächtigen; und auf der andern Seite hatte der Bund von Cambray so eingeschüchtert, daß man nicht alle Mittel ergriff, um desto bedeutender als Landmacht aufzutreten. Außerdem entstand den Venetianern in den Türken ein neuer mächtiger Feind, und sie erschöpf-

ten sich im heldenmüthigen Widerstande, während Andere den größern Gewinn von dieser Aufopferung zogen.

Nachdem aber die Pforte in sich geschwächt worden, wünschte sie keine weitere Verminderung der venetianischen Macht, und Oesterreich erschien der Republik gefährlicher als der Sultan. Doch schützte die strengste Neutralität über hundert Jahre lang gegen alle Gefahren; aber eben diese Neutralität ward auch Ursache, daß die Kräfte weder entwickelt noch gestärkt wurden, und unmerklich und allmählich eine Unzahl der größten Uebel und Verkehrtheiten sich einschlich. Zunächst verlor die Republik fast alle politische Bedeutung, als sie an dem großen Streit über die spanische Erbfolge keinen Theil nahm, und man glaubte zwar noch an ihre Rechte, aber nicht mehr an ihre Kraft. Doch war diese keinesweges gering: sie besaß vor dem Ausbruch der französischen Revolution etwa den sechsten Theil der Oberfläche, und den fünften Theil der Einwohner Italiens, zwanzig Städte, 3500 andere Gemeinheiten und 4000 Pfarreien. Fünftausend Soldaten lagen in den italiänischen Besitzungen und etwa dreimal so viel jenseit des adriatischen Meeres. Aus

den Sklavoniern und Albanesen ließ sich diese Macht schnell verstärken, und an 30000 Mann Landmiliz bedurften für den Kriegsgebrauch nur geringe Uebung. Fünf und zwanzig Edle hatten endlich die Verpflichtung, auf ihre Kosten 2500 Reiter zu stellen und zu erhalten. Die Gränzen waren theils durch unzugängliche Bergrücken, theils durch Festungen geschützt, welche nur der Herstellung bedurften. Funfzig Kriegsschiffe verschiedener Größe ließen sich aus dem ungeheuer großen und überreichen Zeughause leicht vermehren, und die Fischer, Ruderer und die vielen Kauffahrteischiffe boten eine große Zahl trefflich ausgebildeter Matrosen. Die laufenden, auf neun Millionen venetianischer Dukaten angeschlagenen Einnahmen konnten die gewöhnlichen und bei guter Wirthschaft auch manche außerordentliche Bedürfnisse decken. Das wohlhabende Volk liebte die Regierung, und war zu jeder Anstrengung für dieselbe bereit: mithin fehlte es dem Staate nicht an Mitteln aller Art, um sich als ein wichtiger Verbündeter an Frankreich oder an Oesterreich anzuschließen, ja um so gar selbstständig und entscheidend dazwischen zu treten.

Aber das innere Leben fehlte dem scheinbar un-

veränderten Gehäuse des Staats, der lange Frieden hatte Müssiggang und Erschlaffung herbeigeführt und kriegerische Kühnheit wie ächtes Selbstgefühl vertilgt. Statt der begeisternden Vaterlandsliebe früherer Jahrhunderte, zeigte sich nur kalter berechnender Eigennutz; jeder unwissende Edle hielt sich zu einem Amt wie zu einer Pfründe berechtigt, viele Verbrechen blieben durch eine falsche Milde der Behörden ungestraft, die Staatsgeheimnisse wurden verrathen, und die Inquisitoren vernachlässigten ihr hochwichtiges politisches Amt. Alte Ehrfurcht für heilige und religiöse Dinge erregte Spott, während Schwelgereien und hohle Zeitvertreibe für das höchste Lebensziel galten. Die Männer trugen ihre Liederlichkeit gleichsam im Triumphe zur Schau, und die Weiber blieben nicht hinter ihnen zurück; und diese Fäulniß der Familienverhältnisse mußte auch auf die öffentlichen Verhältnisse zurückwirken und sie zerstören. Die meisten Adeligen waren mit oder ohne ihre Schuld in Armuth versunken, das Geschick des Staats lag in der Hand von wenigen Geschlechtern, und arglistige und ränkevolle Frevler wußten in der Freimäurerloge alle Unbesonnenen, Schwachen und Leichtgläubigen

zu versammeln, und von hier aus den Senat zu beherrschen.

So lagen beim Ausbruche der französischen Revolution die Verhältnisse der Republik, und sie blieb nicht ungewarnt: denn Antonio Capello, ihr Gesandter, entwickelte schon im Juli 1788 mit bewundernswerther Klugheit und Voraussicht, welche ungeheure Gährungen unabweislich bevorständen, und welche Gefahren Venedig gewiß treffen würden, wenn es allein und unvorbereitet stehe. Aber diese bis zum Ende seines Aufenthalts in Paris, bis zum December 1790, fortgesetzten und erweiterten Darstellungen blieben ohne Wirkung, und auf den dringenden, mit überwiegenden Gründen unterstützten Antrag des sardinischen Ministers Grafen Hanteville: daß die italiänischen Staaten für ihre Sicherheit und Erhaltung einen Vertheidigungsbund schließen sollten, weil sie sonst unfehlbar einer nach dem andern hülflos zu Grunde gehen müßten, gab Venedig im November 1791 zur Antwort: die Unterthanen des Staats wären ruhig, und die bisherigen Mittel würden auch künftig hinreichen, die Ruhe zu erhalten. Alle wiederholten Vorstellungen und Warnun-

gen jenes Ministers, konnten den ungenügenden Bescheid nicht abändern.

Eben so wenig Eingang fand, nach dem Umsturze des Königthums in Frankreich, der im September 1792 von Seiten Neapels erneuerte Vorschlag eines italiänischen Vertheidigungsbündnisses: vielmehr glaubte die Republik, Frankreichs Ansichten wären den ihrigen angemessener, als die der Könige, und durch Mittel und Ueberredungen aller Art gewann die französische Partei über die Unbedachtsamen so die Oberhand, daß nach dem Vorschlag des Savio Girolamo Zuliani ein französischer Gesándter angenommen, und am 23ten März 1793 dessen Fahne in Venedig aufgepflanzt wurde. Bald aber sahen sich die Vertheidiger Frankreichs von den rücksichtslosen Machthabern in Paris geschändet, denn St. Just äußerte laut: jenes Aufpflanzen der dreifarbigen Fahne habe der französischen Republik 80000 Livres gekostet.

Hiedurch und durch viele andere Anzeichen aufmerksam gemacht, suchten die Inquisitoren im Laufe des Jahrs 1793 die Verbreitung französischer Ansichten zu hemmen, und die Gesinnungen des Wohlfahrtsausschusses über Italien zu erforschen. Sie

theilten ihre Erfahrungen größtentheils den Savii, diese aber keineswegs immer vorschriftsmäßig dem Senate mit, so daß um der angeblichen Nützlichkeit des Geheimnisses, und noch weit mehr um böser Nebenabsichten willen, die wahren Verhältnisse den Meisten verborgen blieben. Aber die Gefahr wuchs immer mehr, und gegen den heftigen Widerstand von Zuliani, Ruzzini, Valarezzo, Battaja und andrer Dummköpfe oder Schurken setzte es der edle Franzesco Pesaro im April 1794 durch: daß die Neutralität der Republik keine unbewaffnete bleiben, sondern die Festungen hergestellt, das Geschütz gemehrt, die Landmiliz vollständig gemacht und Soldaten geworben werden sollten. Allein die anders gesinnten Savii wußten diese heilsamen Beschlüsse, trotz des Scheines von großer Thätigkeit, zu vereiteln, und bei einem darauf gegründeten heftigen Angriff des Franzesco und Pietro Pesaro, trat die Mehrheit des Senats auf die Seite jener! — Theils aus Unkenntniß der Verhältnisse, theils aus Frevel, theils im sichern Vertrauen auf das alte Herkommen, wonach man die Vorschläge der Savii fast nie umgestoßen hatte.

Es fehlte unterdessen nicht an den bestimmtesten

Weisungen, um diese Irrthümer zu erkennen. Rocca Sanfermo, der venetianische Abgeordnete in Basel, schrieb im Juni 1794 den Inquisitoren: es sey nach den Aeußerungen Robespierres, Couthons und anderer Häupter gewiß, daß die Franzosen Absichten auf Italien hätten, und nur die neutralen Staaten einschläfern wollten. Sie gedächten alle ihre Ausgaben für Unterhändler, Bestechungen u. s. w. bald mit Zinsen zurückzuerhalten; 350000 Livres wären im vergangenen Jahre nach Venedig gegangen, und 700000 Livres fürs laufende Jahr bewilligt, um in allen Gegenden des Staats, um in allen Ständen, besonders aber unter denen Anhänger zu gewinnen, welchen man kurzsichtig das Geschäft zugetheilt habe, die französischen Ränke zu entdecken. Nicht minder eifrig und wahrhaft berichtete der Gesandte am Turiner Hofe, Giacomazzi, troß aller Zeichen der Mißbilligung von Seiten der Savii, über die nahenden Gefahren; aber Girolamo Zuliani erklärte an der Spiße der französischen Partei: zur Bewaffnung fehle es an Gelde, ein Feldherr sey auch nicht zur Hand, wenn der Kaiser oder Frankreich die Republik unterjochen wollten, so könnten sie es troß aller Gegenanstalten, und in dem Nichtbewaffnen liege

die beste Gewähr, daß man ihnen, den durchaus unschuldig Gesinnten, keine Gewalt anthun werde. — So vernachlässigte man alle Mittel der Sicherung und Erhaltung, und suchte immer deutlicher die Freundschaft Frankreichs, ohne Rücksicht auf dessen Grundsätze, ohne Rücksicht auf die Erfahrungen in Flandern, Holland und Zweibrücken. Süße Worte, verführerische Hoffnungen betäubten Viele. Wenn nur, so sagte man in Paris, wenn nur der Kaiser erst aus Italien vertrieben sey, wolle man Mailand zwischen Venedig und Sardinien theilen, und im Mai 1795 antwortete der Gott- und Menschenfreund Lareveillere Lepaux dem neuen venetianischen Gesandten Querini auf seine öffentliche Antrittsrede: das despotische Frankreich habe undankbar und betriegerisch seyn können, das republikanische sey erkenntlich und gerecht.

Mittlerweile starb der Dauphin, und der Graf von Lille, welcher sich zeither ungestört in Verona aufgehalten hatte, trat wenigstens im Stillen als Ludwig XVIII auf. Deßhalb verlangte die französische Republik seine weitere Entfernung, und Venedig konnte und wollte ihn nicht länger schützen. Ludwig XVIII erklärte: er weiche der Gewalt,

werde aber den Namen seiner Familie aus dem goldenen Buche ausstreichen, und fordere die der Republik geschenkte Rüstung Heinrichs des vierten zurück.

Nachdem der Frieden mit Preußen und Spanien geschlossen war, hatte es keinen Zweifel, daß Oesterreich die ganze Last des Krieges tragen und Italien der Schauplatz werden müsse; aber Venedig waffnete nicht. Nachdem Bonaparte im Jahr 1796 die Macht Sardiniens gebrochen hatte und, die Oesterreicher verfolgend, zum Po eilte, drangen die Besseren vergeblich auf tüchtige Maaßregeln, während die Schlechtern sich über jeden Mißgriff der Regierung freuten, und ihre Richtigkeit, so wie die Nothwendigkeit von großen Neuerungen zu beweisen suchten. Als der Erzherzog Ferdinand von Mailand über Bergamo und Verona floh und das venetianische Gebiet nothwendig von den Heeren beider Theile betreten werden mußte, blieben die wahnsinnigen Savii bei dem nichtswürdigen Grundsatze des Nichtsthuns, und der Senat, dem freilich nur zu oft die wahre Lage der Dinge verheimlicht wurde — empfahl seinen Beamten die unschuldige Zurückhaltung, welche in so zarten Augenblicken nöthig sey,

damit man sich vor dem Publikum und den beiden Mächten ja nicht durch eine bestimmte Maaßregel compromittire! — Viele glaubten, es sey etwas sehr Erhebliches geschehn, als man Niccolo Foscarini zum Aufseher für das ganze feste Land ernannte; als könne er mit seiner Person die Uebel beschwören, oder abhalten! Viele meinten, es genüge, die Verbreitung von Flugschriften und das Tragen der Kokarden zu hemmen, während die fliehenden und siegenden Heere mit allen ihren Freveln und Bedürfnissen schon das Land überschwemmten, und Modena, Parma und der Pabst erfuhren, wie die Franzosen alle Neutralen behandelten.

Der Podesta von Bergamo, Ottolini, einer der thätigsten venetianischen Beamten, zeigte seiner Regierung an: im Mailändischen mehre sich die Abneigung gegen die Franzosen von Tag zu Tage. Die Wegnahme, nicht bloß der öffentlichen Cassen, sondern auch der Cassen von milden Stiftungen und von Kirchenschätzen, die ungeheuren Lieferungen und Abgaben aller Art, die Willkühr der Einzelnen, hätten es dahin gebracht, daß es nur einer kräftigen Unterstützung von Seiten Venedigs bedürfe, um das Volk in Aufruhr gegen die neuen Herrscher zu

bringen. Alle venetianischen Unterthanen von den Unfällen ihrer Nachbaren wohl unterrichtet und zum Theil schon ähnlichen ausgesetzt, wollten sich bewaffnen und die gemeinsamen Feinde vertilgen. Die Regierung verwarf aber diese Plane und brauchte alle nur möglichen Mittel, um ihre zornigen Unterthanen abzukühlen, und an stille Duldsamkeit zu gewöhnen!

In der wichtigen Festung Peschiera waren nur sechzig Invaliden, hundert Pfund schlechten Pulvers, Kanonen ohne Gestelle, Zugbrücken, die nicht in die Höhe gingen, Außenwerke ohne Schanzpfähle, kurz Alles in der unbeschreiblichsten Verwirrung. Vergeblich flehte der Befehlshaber, Oberst Carrara, um schleunige Besserungen, man wollte keinen Schein kriegerischen Antheils erregen: aber die Oesterreicher setzten sich jetzt ohne Rücksicht auf venetianische Einreden in den Besitz der Festung, und nach dem Siege bei Borghetto kam sie auf gleiche Weise in die Hände der Franzosen. Der Aufseher Foscarini, mußte sich noch obenein die Grobheiten Augereaus gefallen lassen, auf die Bitten des höflicheren Berthier alle Bedürfnisse herbeischaffen, und dem Befehle Bonapartes gemäß vor ihm erscheinen, um sich

zu rechtfertigen. Am 31ten Mai 1796 überreichte Foscarini dem siegenden Feldherrn zu Peschiera im Namen der Republik ein langes Verzeichniß von größern und kleinern Beschwerden und Plackereien, bat um deren Abstellung, und fügte Schmeicheleien hinzu über die großen Anlagen und die bewunderns-werthe Weisheit, welche Bonaparte schon in so früher Jugend entwickele. Aber durch solche Reden nicht gerührt, gab dieser zur Antwort: die Republik Venedig erwiedert keineswegs die Freundschaft, welche die französische Regierung gegen sie gezeigt hat, und ihre Reden stimmen nicht mit ihren Thaten. Ein offener Feind ist besser, als ein zweideutiger Freund. Wozu dieß Verzeichniß kleiner Beschwerden? Ich halte auf Zucht und Ordnung im Heere, und wenn demungeachtet einzelne Soldaten im Kriege Böses thun, so verdient dieß Unabänderliche keine Erwähnung im Vergleich mit den großen Klagen, welche wir über die Republik führen. Sie schützte den Feind Frankreichs, den Grafen von Lille, und hat ihn zuletzt, nur aus Furcht, nicht aus innerer Gesinnung und Anhänglichkeit, vertrieben. Mich kümmern keine kleinen diplomatischen Künste und Ausreden über eure Neutralität. Sie ist nich-

tig, wenn jeder sich in eurem Lande erlaubt, was ihm gefällt. Ihr mußtet dem ersten Uebertreter derselben den Krieg erklären, und nicht bloß mit leeren Worten widersprechen, als die Oesterreicher widerrechtlich Peschiera einnahmen. Stellt meine Besetzung von ein Paar offenen Orten nicht mit der gewaltsamen Einnahme einer wichtigen Festung zusammen. Bei mir hättet ihr gegen diese Gewalt Hülfe gefunden; jetzt aber ist's verkehrt, daß ihr eine Festung zurückverlangt, die ihr mir nicht eingeräumt habt, sondern die ich vom Feind eroberte. War eurer Pflicht gemäß Peschiera hergestellt und mit 2000 Mann besetzt, so hätten alle Theile euch und eure Neutralität geachtet; jetzt gehört es mir, und ich habe Befehl, jeden zu bekriegen, der irgend eine Vorliebe für Oesterreich zeigt, und Verona unverzüglich anzuzünden, was den Grafen von Lille so lange hegte.

Der geängstete schwache Foscarini empfing hierauf am ersten Juni die Franzosen an den Thoren Veronas, und glaubte unendlich viel gewonnen zu haben, als sie die Stadt nicht anzündeten. Von jetzt an ward das venetianische Gebiet behandelt, wie ein erobertes, jeder Ort besetzt, sobald dieß

nützlich erschien, und jedes Bedürfniß des Mangel leidenden französischen Heeres aus den Kräften des Landes gedeckt. In Venedig erschrack man aufs höchste, und der Senat erkannte zu spät, in welchen Abgrund die Savii den Staat gestürzt hatten. Ruzzini, der eifrigste Vertheidiger der unbewaffneten Neutralität, mußte jetzt befehlen, daß alle zerstreuten Kriegsschiffe sich so schnell als möglich bei Venedig sammelten, und in Istrien, Dalmatien und Albanien geworben werde. Man ernannte einen Aufseher der Lagunen und einen außerordentlichen Zahlmeister; doch gingen deren Vollmachten und Mittel mehr dahin, Ordnung zu erhalten, für Lebensmittel zu sorgen, u. s. w., als eine Kriegsmacht zu gründen.

Gleichzeitig stellte der venetianische Gesandte in Paris dringend vor: die Republik habe den Grafen von Lille entfernt, sobald es verlangt worden, Peschiera sey ohne ihre Schuld von Oesterreich besetzt worden, und der Mangel aller Vertheidigungsmittel in jener Festung, welchen der General Bonaparte selbst bezeugen könne, beweise, wie entfernt man von feindlichen und von kriegerischen Absichten sey. Venedig vertraue der Freundschaft und der Treue

aller übrigen Völker, und wünsche mit Allen in aufrichtiger Freundschaft und ungestörtem Verkehr zu leben!

Andere Abgeordnete, Battaja und Erizzo, suchten am fünften Juni den General Bonaparte auf ähnliche Weise von der guten Gesinnung und der Schuldlosigkeit Venedigs zu überzeugen, und erinnerten, wie es sich schon zu einer Zeit für Frankreich erklärt habe, wo dieß keineswegs so mächtig und glücklich gewesen sey. Nachdem sie Bonaparte ruhig und aufmerksam angehört hatte, gab er zur Antwort: ich hatte Befehl, Verona anzuzünden, im Fall der veronesische König nicht vertrieben war, ehe die französischen Heere den Po erreichten. Jetzt stehe ich davon ab, weil jener früher abreisete, und weil man uns in Verona freundschaftlich aufnahm. Auch will ich nicht bestreiten, daß Peschiera mehr aus Nachlässigkeit, als aus bösem Willen in die Hände der Oesterreicher fiel, und erbiete mich, uneingedenk des Vergangenen, der Republik jede Freundschaft zu erzeigen. Jedoch hoffe ich, daß der Senat wegen Ueberweisung von drei Millionen, die ich dringend gebrauche, und wegen Verpflegung des Heeres keine Schwierigkeiten machen wird; denn bei der

Schnelligkeit meines Vorrückens kann ich keine Vorräthe mitführen, sondern muß mich von dem Lande erhalten, wo ich stehe. Eben so wenig kann die Republik verlangen, daß ich die Soldaten aus ihrem Gebiete wegziehe, oder irgend einen nothwendigen Ort unbesetzt lasse, ehe sie mir beweiset, daß sie die Oesterreicher auf allen Punkten abhalten könne und abhalten wolle. — Diesen bestimmten Forderungen wußte Bonaparte so viel Verbindliches beizufügen, daß die Gesandten sehr erfreut nach Venedig zurückkehrten, und auf den Grund anderweitiger Gespräche auch den Umfang seiner Kenntnisse, seinen Scharfsinn und seine politischen Anlagen nicht genug rühmen konnten.

Von Neuem hoffte man in Venedig, es sey Alles durch milde Mittel zu erreichen! Als werde Bonaparte seine Herrschaft in Italien, die er nur durch rücksichtsloses Benutzen aller Kräfte erhalten konnte, um einzelner Billigkeitsgründe willen aufgeben! als sey die gelegentliche Tischrede eines andern französischen Generals, daß nur vier Staaten, und darunter Venedig, in Italien bleiben müßten, es sey dieß eine hinreichende Bürgschaft des Daseyns!

Einzelne schalten über die unsinnige Verblen-

dung der Häuptlinge, und glaubten, nicht minder verblendet, eine Wiedergeburt ihres Vaterlandes sey allein auf demokratischem Wege möglich; aber bei weitem die größte Masse des Volkes scheute die benachbarten Erfahrungen, bewies die größte Anhänglichkeit an die Regierung, und zahlte nicht allein die ordentlichen und außerordentlichen Steuern, sondern schickte freiwillig die reichsten Beiträge an Gelde, Kriegsbedürfnissen und anderen Gütern, damit die Republik sich nur waffnen und endlich eine würdige Stellung annehmen könne. Diese freiwilligen Beiträge beliefen sich im Juni auf 1, 290690 Dukaten; es strömten Vertheidiger von Istrien und Dalmatien nach Venedig, und der Aufseher Nani drang darauf, nicht bloß an die Rettung der Lagunen zu denken, sondern die Vertheidigungslinie immer weiter über das feste Land auszudehnen, und die treuen Unterthanen von den Feinden zu erlösen. Er schrieb am fünften Juli den Savii und dem Senate: dieß ist nicht allein nöthig um des Krieges, sondern auch um des künftigen Friedens willen. Denn der Gebrauch des Jahrhunderts zeigt, daß ein Fürst nur das sicher beherrscht, was er mit seinen eignen Kräften vertheidigen kann, und die har-

ten Vorwürfe, mit welchen Bonaparte den braven Obersten Carrara überhäufte, weil er sich nicht in Peschiera vertheidigte, beweisen, daß die Titel alten verjährten Besitzes Nichts gelten, und die Kraft zur Vertheidigung der einzige Grundsatz ist, welcher in der jetzigen kriegerischen Rechtsgelahrtheit gilt. — Aber diejenigen von den Savii, welche dem Systeme der unbewaffneten Neutralität anhingen, stellten vor: veränderte Grundsätze gäben Anstoß und erschienen als folgewidrig, die Vertheidigung des festen Landes führe die Ernennung eines Oberfeldherrn herbei, woraus der Republik Nachtheil entstehn, und die Zurückgesetzten unzufrieden werden könnten. Man gebot, — ein treffliches Mittel, die Vaterlandsliebe anzuspornen, — daß niemand weder Gutes, noch Böses von den Franzosen sprechen solle!

Als aber Wurmser diese zwang, die Belagerung von Mantua aufzuheben, zeigte sich darüber im Venetianischen die höchste Freude, und Ottolini hatte im Gebiete von Bergamo, mit bewundernswerther Thätigkeit, Einigkeit und Verschwiegenheit, eine Landmiliz von 30000 Mann gebildet, welche bereit war, Gut und Blut für die Verfassung auf-

zuopfern. Aber Pietro Dona erklärte: man müsse sich vor der unruhigen Natur der Bergamasken, und den diese Unruhe befördernden Obrigkeiten in Acht nehmen; sie böten Gut und Blut dar, gäben aber nichts, während viele Andere schon wirklich Geld eingezahlt hätten. Zwar ging diese Ansicht nicht unbedingt durch, wohl aber blieb es bei halben Maßregeln, und Bonaparte setzte Viele in Furcht, indem er erklärte: Alles was die Gegner Frankreichs im Senate sprächen, sey ihm bekannt, und er werde es ihnen gedenken. Er drohte, die Aufseher des festen Landes erschießen zu lassen, wenn sie sich irgend österreichisch gesinnt zeigten. Die Dummen, die Verräther, und die Verächter der alten Regierung behaupteten gleichmäßig: man dürfe nichts thun, was den Franzosen Anstoß gebe, da das Direktorium versprochen habe, Alles zu bezahlen, was im Venetianischen verzehrt und verderbt sey. Freilich bemerkten einzelne Direktoren, und auch der französische Kriegsminister so wahr als offenherzig: sie wüßten nicht, wann und wovon sie bezahlen sollten; aber diese Nachrichten kamen entweder nicht an den Senat, oder gingen unbemerkt vorüber, und man verdarb die Zeit mit Anfertigung eines höchst genauen Tage-

buchs über alle Forderungen und Unbilden der Franzosen, welches in zierlichen Abschriften nach Paris, Wien, Petersburg, Constantinopel, Madrit, Turin, Neapel und Mailand geschickt ward! Unermüdlich ließ man durch die Beamten gegen jede Forderung und Einquartierung im neutralen Lande protestiren, ob sich gleich daran niemand kehrte; vielmehr wurden verschlossene Thüren eingeschlagen, gesperrte Thore eingeschossen, und in dem schnellen Wechsel der Kriegsbegebenheiten, wo bald Oesterreicher, bald Franzosen die Oberhand hatten, kam es zu Plünderungen, Mordthaten und Nothzucht.

Gleichzeitig geschahen jetzt in Constantinopel, Madrit, und von Seiten Bonapartes, Anträge, Venedig möge einem Bündnisse gegen die beiden gefährlichen Kaiserhöfe beitreten, und der Dragoman und der Friedensfürst äußerten gleich aufrichtig: die unbewaffnete vereinzelte Republik werde gewiß zu Grunde gehn. Dennoch kam es zu keinem Beschluß, und ungeachtet aller der unaussprechlich dringenden Gründe, sich zu bewaffnen, antwortete man nicht einmal dem edlen Ottolini, ob er gleich schrieb: ein längeres Schweigen müsse die so trefflich gesinnten schlagfertigen Unterthanen zur Ver-

zweiflung, oder zu feiger Hingebung zwingen. Die Inquisitoren theilten zwar diese und ähnliche Anzeigen vorschriftmäßig den Savii mit, aber diese nahmen sie ohne weitere Verfügung zu den Akten. Selbst die Besseren gingen nicht über die Erfüllung des Buchstabens ihrer Pflicht hinaus, und die Schlechtern wußten die pedantisch todten Formen für ihre Zwecke zu benutzen. Nur die kühnste Begeisterung hätte die Verräther gezügelt, und die Beschränkten aus dem Schlafe geweckt; sie fehlte aus innern und äußern Gründen. —

Aber aus dem Todesschlafe hätte ein Schreiben wecken können, welches der französische Gesandte Lallement am 27ten September 1796 an die Republik erließ: Da der Senat auf die mittelbaren Eröffnungen wegen eines Bündnisses mit Frankreich, Spanien und der Pforte nicht geantwortet habe, so sey er gezwungen, sich unmittelbar über diesen Gegenstand zu erklären. Oesterreich umgebe den größten Theil der venetianischen Staaten, und trachte seit langer Zeit nach ihrem Besitze; Rußland strebe nach der europäischen Türkei, und die venetianischen Inseln wären verloren, wenn es sich jemals dort festsetze; England werde im Frieden so viel feste

Plätze und Handel an sich bringen, als möglich, und gewiß keine Theilnahme an dem Schicksal Venedigs bezeigen; ja alle diese Höfe könnten und würden es der Republik nicht verzeihen, daß sie den Beitritt zu dem großen Bunde gegen Frankreich verweigert habe.

Der Senat glaubt, so lautete die Erklärung weiter, er könne seiner alten Politik treu bleiben, weil er ihr zeither Ruhe und Sicherheit verdankt; er fürchtet die Nachbarn nicht, weil er seiner Seits nichts thun will, was ihnen mißfallen könnte: aber jenes System von Ehrlichkeit ist keineswegs mehr vorhanden, das beweiset die Theilung von Pohlen. Das Direktorium bietet deßhalb der Republik einen billigen vortheilhaften Bund, und wird sich ihrer bei dem bevorstehenden allgemeinen Frieden eifrigst annehmen, im Fall sie darauf eingeht. Wenn sie aber aus Rücksichten gegen ihre natürlichen Feinde, die auf ihren Untergang bedacht sind, fortwährend ihr wahres Interesse verkennt, wenn sie diesen Augenblick versäumt, sich für immer dem Ehrgeize des Hauses Oesterreich zu entziehen, so wird sie keiner von den Gefahren entgehn, welche sie bedrohen, und nicht mehr das Recht haben, den

Schutz einer Macht in Anspruch zu nehmen, welche sie allein retten konnte, aber dennoch von ihr vernachlässigt wurde. — Diese Wahrheiten sind allerdings hart, aber die französische Rechtlichkeit erlaubt nicht, schonende Ausdrücke zu wählen, wo es darauf ankommt, einen Freund zu erleuchten und zu retten.

Man mußte nun wohl einen Entschluß fassen, und vier Maßregeln boten sich dar:

Erstens: die Annahme des Bundes. Aber die Besorgnisse vor Oesterreich waren noch nicht verschwunden; die Frevel der Franzosen hoben alles Zutrauen auf, und die allgemeine Stimmung des Volks war leidenschaftlich gegen sie gerichtet. Andere fürchteten die Besetzung der Hauptstadt, die Ausleerung des Zeughauses, die Vernichtung aller Ansprüche auf Ersatz des bisher erlittenen Schadens, und die Nothwendigkeit, alle Kräfte der Republik für Frankreich in Thätigkeit zu setzen. Gerathener schien also

Zweitens: ein Bund mit Oesterreich, welches ihn damals äußerst gern angenommen hätte. Aber von den Franzosen umringt, bedurfte es der höchsten Festigkeit, Kühnheit und Thätigkeit, um einen

solchen Plan durchzuführen, und diese Eigenschaften fehlten leider den meisten Savii. — Die Gefahr, daß die venetianischen Länder Ausgleichungsmittel beim allgemeinen Frieden hergeben würden, war indessen zu bestimmt ausgesprochen, und man erinnerte sich, daß der französische Gesandte in Venedig, Bassi, schon im Jahr 1765 dem Cardinal Bernis vorgestellt hatte: wenn Oesterreich für die Niederlande Venedig erhalte, sey dem Kaiser und Frankreich geholfen. Bei den unläugbar sehr großen Schwierigkeiten und Uebeln, welche aber jene beiden Auswege, der Bund mit Frankreich oder Oesterreich, zeigten, erklärten sich viele der Besseren für die

dritte Maßregel: Die Republik verdanke ihr Daseyn seit dem Bunde von Cambray weniger dem Systeme des Gleichgewichts und einer großen Gerechtigkeitsliebe, als einer tüchtigen Bewaffnung: und für diese bisher so schändlich vernachlässigte Bewaffnung müsse sogleich alles Mögliche geschehn. Beide Mächte würden der Republik wohl dazu die nöthige Zeit lassen, ja von dem Willen des Volkes unterstützt, und bei den großen Vorbereitungen im Gebiete von Bergamo, könne man bin-

nen wenig Wochen ein Heer von 40 bis 50000 Mann aufstellen, dann sich auf andere Weise als bisher schützen, sein Recht nicht bloß im Wege der Gnade suchen, sondern nöthigen Falls durch Erklärung für die eine oder die andere Partei, selbstständig den Ausschlag geben. Dennoch, es erscheint unglaublich, erklärte sich die Mehrheit der Savii für die vierte Maßregel, obgleich die Höfe von Paris, Constantinopel und Madrit alsdann den Untergang Venedigs vorausgesagt hatten. Man beharrte auf dem Systeme der unbewaffneten Neutralität! und der Senat bestätigte die dem französischen Gesandten zu gebende Antwort: „die glückliche Erfahrung vieler Jahre, die Liebe zu den Unterthanen, die freundschaftlichen Verhältnisse, in welchen die Republik zu allen europäischen Staaten stehe, erlaubten nicht, von den bisherigen Grundsätzen abzugehn, und sich in weitläuftige Kriege zu stürzen. Jene Freundschaft, Mäßigung, Liebe, werde allen Mächten genügen, und die unparteiliche Republik und die bestehende Regierung empfehlen und erhalten."

Mit dieser Antwort war der Untergang Venedigs ausgesprochen! Auch sagte der Direktor Rew-

bei dem venetianischen Gesandten im Anfange des Novembers 1796: er glaube nicht, daß die Neutralität den Staat retten werde; und noch deutlicher erklärte sich Bonaparte etwa einen Monat später, als er die Glieder der neuen lombardischen Regierung in Mailand mit Vorwürfen überhäufte, weil sie nicht schnell genug Geld und sonstigen Bedarf für sein Heer zusammengebracht hatten. Hättet ihr, sprach er, mich nicht ohne Geld gelassen, wären meine Soldaten nicht ohne Schuhe und Strümpfe einher gezogen, so würde ich die Oesterreicher geschlagen, 14000 Gefangene gemacht und Mantua genommen haben. Von dem Falle dieser Festung hängt der Besitz von Verona, Brescia, Bergamo, Como ab, die ich jeden Augenblick nehmen kann, wenn ich will. Aber ihr verdient so viele Rücksichten nicht; ihr seyd der Freiheit unwürdig, welche meine Soldaten für euch erkämpfen. So wie ich dem Adler die Flügel verschnitt, so hätte ich auch den Löwen gezwungen, seine Beine vom festen Lande hinwegzuziehn, und selbst im Wasser würde ich sie ihm nur wenig gelassen haben. Allein um dieß zu vollführen,

bedarf ich Verstärkungen; ihr aber seid feige und faul, weil ihr noch zu wohlbeleibt, (troppo grassi) seyd, und in keinem Stück kann ich mich auf euch verlassen. Leide ich indessen noch einen Unfall, so entschließe ich mich zu eurem völligen Untergang! —

Als die Oesterreicher gegen das Ende des Decembers hofften in den Besitz von Verona zu kommen, machten sie ihrer Seits in Venedig neue Vorschläge zu einer thätigen Mitwirkung, aber ohne Erfolg. Um dieselbe Zeit, — denn alle europäischen Höfe schienen an dem Schicksale Venedigs Theil zu nehmen, während es allein sich ganz verließ —, äußerte der preußische Gesandte in Paris, Sandoz Rollin, dem Gesandten der Republik im Auftrage seines Hofes: „die alte Politik dürfte in jetziger Zeit nicht ausreichen, der Senat scheine zu ruhig und unbekümmert um die Zukunft, eine völlige Vereinzelung erhöhe die Gefahr; den Oesterreichern habe Venedig zu viel Ursachen der Unzufriedenheit gegeben, um auf ihre Freundschaft rechnen zu können, und eine Hingebung in den französischen Bund lade unermeßliche Lasten auf; aber ein Bund mit Preußen müsse der Republik und allen Theilen unverdächtig erscheinen, er könne der Republik nur Vor-

theil bringen." — Aber auch dieser großmüthig dargebotene Rettungsanker ward im Wahnsinne verschmäht, die Inquisitoren und Savii brachten diesen höchst wichtigen Antrag, gegen ihre Pflicht, nicht zur Kenntniß des Senats, und als Sandoz Rollin später nochmals warnend in den venetianischen Gesandten drang, antwortete dieser, den erhaltenen Befehlen gemäß, mit allgemeinen, nichtssagenden Redensarten und Ausflüchten!

Gegen das Ende des Decembers 1796, mochte Bonaparte über die Vorkehrungen in Bergamo Nachricht bekommen haben, oder die Hülfsquellen der noch nicht erschöpften Landschaft benutzen wollen; genug er ließ sie, unbekümmert um alle venetianischen Einreden, besetzen, und der Savio Dona befahl dem braven Ottolini, er solle zwar Vorstellungen machen, aber gemäßigt, damit keine Gefahr entstehe. Als wenn die größte nicht schon vorhanden sey! Ottolini antwortete: ich kann nicht läugnen, daß das Schicksal dieser, auf so betriegerische und gewaltsame Weise besetzten Stadt, mir das Herz zerreißt, und um so mehr, da ich stets hoffte, daß ein öffentlicher Befehl, sie zu erhalten, ergehen würde, wozu ich bei dem Eifer der Unter-

thanen vollkommen im Stande war. Die Franzosen, welche so verschwenderisch mit Drohungen sind, sind deßhalb nicht so unklug, sie zu vollziehn, und würden keineswegs in so geringer Zahl solche Unternehmungen wagen, wenn sie sich nicht auf frühere Erfahrungen und die bekannten Grundsätze der Regierung verließen. Mein Benehmen in jenem schrecklichen Augenblicke ward nicht durch meine Neigung bestimmt, nicht durch meine Ueberzeugung unterstützt; doch stimmte es mit der Pflicht eines gehorsamen Bürgers überein. Gleich großen Schmerz wie ich, fühlen die Einwohner, besonders der Landschaft. Sie lieben ihre Regierung zu sehr, als daß sie nicht beim Anblick solcher Verachtung, solchen Uebermuthes, aufs höchste zürnen sollten; aber im Uebermaße ihres Schmerzes können sie laute Klagen nicht zurückhalten, welche ich Ewe. Excellenzen keineswegs verschweigen darf, noch verschweigen will. Alle schelten über das angenommene System, aus dem die unzähligen Uebel hervorgehn, welche sie leiden, und deren Umfang und Ende noch nicht abzusehen ist. Abgebrochene, aber klare Äußerungen von Schwäche, von der Pflicht sich zu vertheidigen, von vernachlässigter Anhänglichkeit, von Reue, zei-

gen die allgemeine Bewegung der Gemüther. Die Vorfahren, so heißt es, glaubten sich einer Regierung anzuvertrauen, welche sie vor Despotismus schützen werde; jetzt aber stürzt man uns in die ärgste Sklaverei. Wir waren zu den größten Aufopferungen willig und bereit, wir wollten uns ja lieber um jeden Preis vertheidigen, als täglich den Raub, die Gewalt, den Hohn dieser falschen Freunde ertragen, und der Verachtung aller andern Völker ausgesetzt seyn. — So denken, so reden die, welche der Regierung am meisten anhangen, die Boshaften und Uebelgesinnten aber knüpfen hieran unverschämtere Darstellungen und frevelhafte Plane."

Am 20ten Januar 1797, hatte der Vicepodesta Priuli eine lange Unterredung mit Bonaparte, welcher laut die unbewaffnete Neutralität verdammte, und die Uebel aufzählte, welche sie nothwendig begleiten müßten. Wenn der Kaiser, fügte er hinzu, den Frieden verzögert, werden die Türken losschlagen. Er hofft vergeblich auf einen Wechsel der Regierung in Frankreich; es wird immer eine demokratische oder aristokratische Republik bleiben, was für die Interessen des Volks gleichgültig ist. Wenn das Haus Oesterreich zuletzt, wie ich vermuthe, die

italiänischen Staaten wieder erhält, so wünsche ich, daß Venedig ein Zwischenreich gegen diese Macht bleibe, Mantua erhalte, Festungen herstelle und anlege u. s. w. Hingeworfene Worte dieser Art erweckten große Hoffnungen; der Tadel des angenommenen Systems aber ward so übersehn, wie die gleichzeitig aus Paris eingehenden, dem Senate nicht einmal vorgelegten Berichte: Frankreich wolle um jeden Preis Belgien behalten; Preußen widerspreche dem Tausche Baierns gegen die Lombardei, und das Directorium werde also dem Kaiser jede andere Entschädigung bewilligen, die zuletzt nur aus den venetianischen Landschaften genommen werden könne! Auf die hieher gehörigen Fragen des Gesandten der Republik antwortete Rewbel: er glaube nicht, daß das Directorium einen solchen Gedanken hege; wenn die Regierung neutral bleibe, wenn sie sich weise benehme, wenn das Volk den Verdacht entferne, daß es österreichisch gesinnt sey, so könne er dafür bürgen, daß der Republik kein Schaden geschehen werde. Ungeachtet dieser aufeinander gestapelten Wenn's, ungeachtet der frühern und von allen Seiten wiederholten Erklärung, daß das System

der Regierung unweise sey, beruhigte man sich fernerhin bei dieser angeblichen Bürgschaft.

Auch bedurfte es nur eines Ereignisses anderer Art, um nach damaliger Ansicht den Franzosen ein volles Recht zur Einmischung in die venetianischen Angelegenheiten zu geben, und sie führten dieß Ereigniß herbei: nämlich den Abfall der Unterthanen. Ottolini in Bergamo entdeckte zuerst den Plan, und schickte seinen Schreiber Stefani nach Mailand, welcher eine geheime Zusammenkunft mit einem gewissen Laudrieux hatte. Dieser stand zwar an der Spitze des mailändischen Clubs, von dem alle Ränke ausgingen, erklärte aber: er sey des nichtswürdigen Revolutionirens müde, hasse die französische Regierung und Bonaparte, und wünsche sehnlich den Frieden. Gewiß werde dieser abgeschlossen und Venedig gerettet, wenn man den Aufstand der Landschaften verhindere, wozu durch Bestechung und Verführungsmittel aller Art schon jegliches vorbereitet sey. Er gab ein Verzeichniß aller Theilnehmer der Verschwörung, und wies Mittel nach, wo und wie man sie in ihren nächtlichen Zusammenkünften bei Brescia und Bergamo sämmtlich ergreifen könne. Ob Laudrieux bei dieser an sich wahr-

haften Darlegung, bloß aus edeln, oder bloß aus schlechten Absichten verfuhr, oder einen Mittelweg um seiner selbst willen einschlug, bleibt unentschieden; gewiß aber hatten die Bedrohten das ganze Geheimniß in ihren Händen, und ein entscheidender, wenn auch gefährlicher Schritt gegen die Empörer erschien noch möglich. Aber Ottolini war allein zu ohnmächtig und in seiner Gewalt beschränkt, der benachrichtigte Aufseher Battaja, wo nicht böse, doch schwach und zweideutig gesinnt, und anstatt daß man in Venedig, wohin Stefani eilte, auf seine mündliche Darstellung rasch hätte handeln sollen, mußte er schriftlich berichten, und der langsame jämmerliche Geschäftsgang ward auch hier beibehalten.

Desto thätiger verfuhren die Franzosen und ihre Anhänger. Sie beschlossen Bergamo am 12ten März 1797, zu revolutioniren, entweder weil sie von der Möglichkeit eines spätern Widerstandes unterrichtet, oder ihre Plane an sich reif waren. Die Verräther und die einfältigen Neuerer bildeten den ersten Stamm der Revolutionaire, und nun gingen französische Beauftragte bei den Bürgern umher, und drohten mit dem Aeußersten, wenn sie nicht

um die Vereinigung mit der cispadanischen Republik båten. Laut klagten diese gegen Ottolini: daß sie, die treusten Unterthanen, gezwungen würden, ihren Wunsch nach der neuen falschen Freiheit darzulegen, er möge ihnen rathen. Ich kann euch, antwortete er, keinen andern Rath geben, als den, welchen ihr im Herzen fühlt. Jetzt ist es Zeit, eure alte Anhänglichkeit gegen die Republik zu zeigen, welche euch seit Jahrhunderten liebte und schützte. Diese Drohungen sollen nur eure Standhaftigkeit auf die Probe stellen. Wenn ihr ihnen, wenn ihr den Versuchungen widersteht, so gründet ihr euer eigenes Glück; schließt euch mit noch heiligern und festern Banden an den Staat, erwerbt die gerechtesten Ansprüche auf dessen Dank, und årndtet Lob und Ruhm vor allen Völkern! —

Aber vor der raschen Gewalt und der großen Uebermacht schwand die Möglichkeit eines freien, edeln Entschlusses. Viele wurden eingeschreckt, Andere fortgerissen, auf Andere keine Rücksicht genommen, und der Adel, ja der Bischof, gingen verblendet mit schlechtem Beispiel voran, während die Bürger sich scheu zurückzogen und schworen: nur Gewalt könne sie von Venedig trennen, und bei

dem ersten Strahle von Hoffnung eines öffentlichen Beistandes, würden sie Alles aufbieten, um die neue Knechtschaft zu brechen. Dem edeln Ottolini ward angekündigt, er solle die Stadt binnen einer Stunde verlassen, oder man führe ihn in Ketten nach Mailand. Unter dem Schutze der Franzosen wurden andere Obrigkeiten erwählt, und am 16ten März schrieben die vierundzwanzig neuen Repräsentanten des souveränen Volkes von Bergamo an die cispadanische Republik: In diesem Augenblick haben wir unsere Freiheit erobert, und wünschen sie mit der euren zu verbinden. Empfangt unsere Freundschaft, und schenkt uns die des Volkes, welches ihr vertretet. Wir wollen für dieselbe Sache leben, und wenn es nöthig ist, auch streiten und sterben. Die freien Völker müssen nur eine Weise des Daseyns haben! So mögen denn für immer vereint seyn, Ihr, die Franzosen, und wir.

Als diese Nachrichten Venedig erreichten, erschracken Viele sehr; Andere aber äußerten: die Veränderungen in Bergamo sind Kleinigkeiten, binnen zwei Monaten heißen wir Alle freie Bürger! Der französische Gesandte Lallement, und der Befehlshaber in der Lombardei, General Kilmaine, stell-

ten sich erstaunt, unwissend, unschuldig; anstatt aber auszuwirken, daß Venedig Bergamo wiedergewinne, ließen sie es recht gern geschehen, daß nun auch Brescia, und zwar um so leichter abfiel, da der Aufseher Battaja, von lauter Neuerungssüchtigen umgeben, und zu jeder tüchtigen Maßregel unfähig war.

Unterdessen eilten Franzesco Pesaro und Battista Cornaro zu Bonaparte und wurden gleich nach ihrer Ankunft in Görz, am 25ten März, von ihm angenommen. Er hatte nur Nachrichten von dem Aufstande in Bergamo, nicht von dem in Brescia, und behauptete: seines Wissens sey Alles von den Einwohnern ausgegangen; doch werde er auf die dem französischen Gesandten in Venedig gemachten Vorstellungen, eine Untersuchung gegen den französischen Befehlshaber in Bergamo veranlassen, und jede Mitwirkung zum Aufstande bestrafen. Pesaro und Cornaro dankten für dieß Versprechen und baten ihn, die Burgen von Bergamo und Brescia in die Hände der neutralen Republik zurückzugeben, da der Kriegsschauplatz so entfernt, und eine Rückgabe das beste Mittel sey, den Besitz jener Landschaften wieder zu gewinnen. Bonaparte lehnte jedoch die-

sen Vorschlag mit der Pflicht ab, auf den Fall eines Unglücks bedacht zu seyn, und fügte hinzu: wenn die von Venedig angewandten Mittel fehlschlügen, werde die Gefahr des Aufstandes allgemein, und es scheine ihm vielmehr räthlich, daß man die französische Regierung für die Herstellung der Ordnung gewinne und sie wirken lasse. Hiegegen bemerkten die Abgeordneten: es sey natürlicher und würdiger, wenn die Regierung ihre eigenen Unterthanen zur Pflicht zurückführe, welches leicht und unfehlbar gelingen werde, sobald nur die Franzosen im Fall des Bedürfnisses hülfreiche Hand leisteten. Bonaparte aber erwiederte: die neuen Ansichten hätten den Fortschritten seiner Waffen sehr genützt, und er könne es nicht als ein Verbrechen ansehn, wenn einer mehr französisch als deutsch gesinnt sey. Nur im Fall das Direktorium es ausdrücklich befehle, werde er sich laut gegen diejenigen erklären, welche als Anhänger Frankreichs aufträten. Eine letzte Entscheidung sollten sie indessen nach reiflicher Ueberlegung am andern Tage erhalten. — In dieser Zwischenzeit thaten die Gesandten alles Mögliche, um den General Berthier für ihre Ansichten zu gewinnen, und erhielten nun von Bo=

naparte die Antwort: da die französische Regierung erklärt habe, sie wolle sich nicht in die Verfassungen anderer Staaten mischen, so möge der venetianische Senat in Bezug auf Bergamo und Brescia die Maßregeln ergreifen, welche er für nöthig halte. Sie werde ihn aber zur Verhütung etwaniger Unordnungen hievon benachrichtigen, und keine französischen Soldaten dabei gebrauchen. Räthlich erscheine es ihm jedoch, die Antwort des Direktoriums auf die venetianischen Anschreiben abzuwarten. — Man hielt diesen Bescheid noch für günstig genug; aber eine Erleichterung der Landschaften in Hinsicht auf die Kriegslasten nannte Bonaparte unmöglich, bezog sich deutlich genug auf seinen Besitz und äußerte: nur wenn ihm die Republik monatlich eine bestimmte Geldsumme zahle, ließen sich die Naturalleistungen vermindern. Er bezweifelte die Betheurung der Gesandten, daß der venetianische Schatz ganz erschöpft sey, und meinte: die Gelder des Herzogs von Modena und anderer Feinde Frankreichs, die sich in Venedig befänden, böten Mittel dar, sich zu erholen, und er könne sie mit Recht für sich in Anspruch nehmen. Die Erinnerung der Gesandten, daß ein kleiner Staat, nicht ohne Gefahr

für sein Daseyn, solche Gewaltmittel versuchen dürfe, machte indessen dieser Richtung des Gesprächs ein Ende, und es folgten nun nähere Fragen über die Verfassung der einzelnen Landschaften, die Zeit ihrer Vereinigung mit Venedig, u. s. w., welches Alles, ungeachtet der größten Höflichkeit Bonapartes, viele Besorgnisse erregte.

Während nun der Senat den Franzosen jenem Antrage ihres Feldherrn gemäß auf sechs Monate große Summen bewilligte, revolutionirten sie Crema, und das Direktorium erklärte: es mische sich zwar nicht in fremde Regierungsgeschäfte; wenn aber die Mailänder benachbarte Landschaften mit deren Beistimmung zu ihrer Republik schlügen, so könne man nicht dulden, daß Venedig es hindere! —

Was nun aber auch die Regierung von Venedig fernerhin zu thun oder zu leiden beschließen wollte, das Vollführen hing nicht mehr von ihr ab; sondern Haß und Liebe griff ihrem Willen überall vor, und so wie ein Theil der Unterthanen sich kühn von ihr lossagte, und die offenbarste Unterstützung bei den Franzosen fand, so erklärte ein anderer weit zahlreicherer Theil: jeder habe ein Recht, für die Freiheit aufzutreten und zu sterben, wenn seine

Regierung ihn verlasse. Es kam zu offenbarer Fehde, wobei die Anhänger der alten Verfassung das entschiedenste Uebergewicht hatten; und noch einen Augenblick lang schien das Licht der Rettung aufzudämmern! Der Baron Thugut äußerte sich nämlich mit der theilnehmendsten Bewegung, die Oesterreicher drangen siegreich in Tyrol vor, und die Franzosen waren übereilt zu tief in Kärnthen eingerückt. Oeffentliche Aufforderungen zum Aufstande gegen diese wurden im Namen des Aufsehers Battaja verbreitet; sie waren untergeschoben, entweder von den Neuerern, um einen Grund des Haders mit Venedig zu gewinnen, oder von den Feinden der Franzosen, um die Regierung zu einem Entschluß zu zwingen. Aber die Entdeckung ihrer Unächtheit konnte die Gemüther nicht beruhigen. Schon waren viele Franzosen bei Saló umgekommen, als sie den Neuerern Hülfe leisteten, und Manche, die sich zu kühn vereinzelten, wurden von den aufgebrachten Landleuten erschlagen.

Auf den Grund dieser Ereignisse schrieb Bonaparte einen Brief an den Doge, welcher am 15ten April in Venedig verlesen wurde: „Das ganze feste Land der Republik ist in den Waffen! Ueberall

schreien die Bauern, welche ihr bewaffnet und in Aufstand gebracht habt: Tod den Franzosen! — und viele hundert Soldaten des italiänischen Heeres sind schon von ihnen ermordet worden. Glaubt ihr, in diesem Augenblicke, wo ich im Herzen von Deutschland stehe, sey ich außer Stande, Ehrfurcht dem ersten Volke der Welt zu verschaffen? Glaubt ihr, die Legionen Italiens werden das Gemetzel dulden, welches ihr erregtet? Ich werde das Blut meiner Waffenbrüder rächen, und jedes französische Bataillon wir bei einem so edlen Auftrage seinen Muth verdoppelt, seine Kraft verdreifacht fühlen. Der venetianische Senat hat das großmüthige Verfahren, welches wir gegen ihn bewiesen, mit der schwärzesten Treulosigkeit gelohnt! Wenn ihr nicht sogleich alle versammelten Schaaren auflöset, die Urheber der Mordthaten verhaftet und mir aushändigt, die Bauern entwaffnet, die Ruhe herstellt, und die wegen ihrer Anhänglichkeit an Frankreich verhafteten Personen freilaßt, — so ist der Krieg erklärt. Ich will ihn aber nicht führen, wie die Meuchelmörder, welche ihr bewaffnet habt; die französischen Soldaten wollen nicht die Fluren der unschuldigen und unglücklichen Einwohner verwü-

sten. Ich werde diese schützen, und sie werden dereinst sogar die Frevel segnen, welche das französische Heer zwangen, sie von eurer tyrannischen Regierung zu befreien!"

In dieser Noth hofften manche noch Hülfe von einer Unterhandlung, welche der venetianische Gesandte zu Paris im Laufe des Aprils angeknüpft hatte. Er erfuhr durch einen angesehenen Beamten, daß zwei Direktoren für, zwei gegen die Revolution des venetianischen Staates wären, und Barras, als der fünfte, noch unentschieden sey. Wenn er diesem sogleich 600000 Livres zahle, oder in guten Wechseln anweise, so wolle er auf die Seite der letzten treten und Befehle des Direktoriums auswirken, wonach Venedig die empörten Landschaften und die zum Kriege nicht mehr erforderlichen Plätze zurückbekommen, und die Franzosen sogar weitere Aufstände verhindern sollten. Der Gesandte ging nach manchen Bedenklichkeiten den Handel ein, und der Unterhändler stieg mit der außerordentlichen Forderung für seine und seines Gleichen Bemühungen, allmählig von 24000 bis 100000 Livres. Schon war jedoch zur Zahlung dieser 700000 Livres Anstalt gemacht, als die Nachricht von den Gefechten bei

Saló und den Aufständen im Venetianischen einlief, und Barras von seinem Versprechen absprang.

Mittlerweile aber hatte sich der Aufstand gegen die Franzosen noch weiter und fast über alle venetianischen Landschaften verbreitet. Bonaparte war von seinen Hülfsquellen abgeschnitten, die Oesterreicher fochten schon mit den bewaffneten Einwohnern vor Verona, und Alle hofften, nicht ohne Grund, eine rasche durchgreifende Umgestaltung der Verhältnisse, — da traf die Trauerbotschaft ein, am 18ten April 1797 wären die Friedenspräliminarien in Leoben abgeschlossen worden!

Was konnten nun alle Ansichten, Gründe, Thatsachen helfen, welche die neuen Abgeordneten in Görz Bonaparten vortrugen, der noch gewandter den Frieden geschlossen, als gekriegt hatte. Er gab zur Antwort: „Als ich euch ein Bündniß anbot, habt ihr es mit Winkelzügen ausgeschlagen, damit ihr unterdessen das Volk bewaffnen und mir, im Fall eines Unglücks, den Rückweg abschneiden könntet. Deßhalb kam ich nicht bis Wien, deßhalb schloß ich den Frieden, deßhalb bekriege ich euch! Ist der englische Gesandte entfernt? Ist das Volk entwaffnet? Sind die wegen ihrer Meinung Gefangenen

befreit? Sind die Verbrecher und Mörder der Franzosen bestraft? Eure Regierung, die so viele Spione besoldet, will behaupten, sie kenne diese Uebelthäter nicht! Wenn sie keine Mittel hat, das Volk zu zähmen, so ist sie kindisch geworden. Erst gab sie den Staat Preis, weil sie das Volk nicht bewaffnen wollte, und nun geht er zu Grunde, weil sie es nicht entwaffnen kann. So wie ihr früher mein Bündniß verwarfet, so verwerfe ich jetzt das eure, eure Plane, eure Vorschläge. Jetzt will ich die Gesetze geben; ich will eure Bleidächer zerbrechen, ich will keinen Senat mehr, keine Inquisition, diese Barbarei alter Zeiten. Ich werde ein neuer Attila für den venetianischen Staat seyn, und eure ausgeartete Regierung kann und darf nicht länger bestehn."

Die Abgeordneten erstatteten hievon traurigen Bericht; und fügten hinzu: über feste Friedensbedingungen habe sich Bonaparte schlechterdings nicht äußern wollen. Sie bäten Gott, daß er Kraft und Entschluß gebe, die Gefahr wenigstens von Venedig abzuwenden, oder daß man andere Rettungsmittel auffinde. Zu diesen konnten sie jedoch nicht das

Geld zählen, welches bei Bonaparten nur eine sehr untergeordnete Wichtigkeit habe.

Mittlerweile hatten die Franzosen am 24ten April Verona, am 27ten und 28ten Vicenza und Padua revolutionirt, am 29ten umlagerten sie die Lagunen, und der General Baraguey d'Hilliers kam unter dem Schutze der alten Gastfreundschaft nach Venedig. Aber weder von ihm, noch von dem französischen Gesandten Lallement erfuhr man etwas über die Endabsichten Frankreichs. Doch hatte der Senat die schon früher ertheilten Befehle wiederholt: es solle auf alle Weise für Mehrung der Lebensmittel, Herbeischaffung der Soldaten und Bemannung der Schiffe gesorgt werden. So trennte man sich am 29ten April des Abends, und am 30ten früh Morgens, traf jenes Schreiben der Gesandten mit den Aeußerungen Bonapartes über eine Regierungsveränderung ein. Die Savii beriefen hierauf nicht der Verfassung gemäß den Senat, sondern hielten mit diesen und jenen Zusammenberufenen eine gesetzwidrige, haltungslose Versammlung in den Zimmern des Doge. Dieser Doge, Ludwig Marini, welcher hier zum ersten Male persönlich erwähnt wird, eröffnete die Berathung mit wenigen

Worten über die Lage der Republik, und bat, daß man gefälligst das Weitere aus dem Munde des Herrn Cavaliere Dolfino anhöre. Dessen unbedeutendes Geschwätz ging zuletzt dahin, daß man seinen und Bonapartes großen Freund, den Bürger Herrn Haller, als Vermittler und Besänftiger annehmen solle. Nachdem hierauf keiner etwas Ernsthaftes, und der Procurator Antonio Cappello nur etwas Beißendes gesagt hatte, setzte Franzesco Pesaro auseinander: daß keine weitere Unterhandlung mit Bonaparte die Republik retten werde, sondern eine tüchtige Vertheidigung allein Achtung und Dauer begründen könne. Ehe man hierüber etwas beschloß, ehe der Doge nach seiner Vollmacht den großen Rath berufen konnte, erhielt man Nachricht, wie die Franzosen an den Lagunen Verschanzungen aufwürfen, und immer vorzudringen, und einen Punkt nach dem Andern wegzunehmen suchten. Donà und seines Gleichen schlugen deßhalb vor, die Stadt sogleich zu übergeben; aber die Ansicht der Muthigen ging durch: man wolle Gewalt mit Gewalt vertreiben. Die Frage, ob aber nicht gleichzeitig nochmals Gesandte an Bonaparte geschickt werden sollten, erregte einen Streit, während dessen der durchlauchtigste Doge

in der Stube auf und abging, und mehre Male für sich sagte: wir werden diese Nacht nicht in unsern Betten sicher seyn! Ihm fehlte die Geisteskraft und Charaktergröße, welche den wankenden Staat hätten erneuen können. In diesen Tagen mußte er nach großen Beispielen die hemmenden Formen zerbrechen, und belebend, begeisternd hervortreten. Statt dessen erzählte er am 1sten Mai dem großen Rath mit Weinen und Schluchzen die klägliche Lage der Dinge, und der große Rath beschloß und bestätigte: man wolle sich vertheidigen, und man wolle auch mit Bonaparte unterhandeln!

Dieser aber ließ sich auf kein mündliches Gespräch mit den schon vor dieser Bestätigung abgeschickten Gesandten ein, sondern verlangte eine schriftliche Erklärung. Sie gaben am 30ten April die folgende: Kein Theil des festen Landes, welcher der Republik treu blieb, ist mehr in den Waffen. Die Absichten Euer Excellenz können also auch nicht einmal durch einen Versuch des Widerstandes gestört werden. Es scheint, daß die große Nation, die Ew. Excellenz so glorwürdig vertreten, dadurch bewogen werden sollte, nicht feindlich gegen eine Regierung zu verfahren, welche die Freundschaft

Frankreichs aufrichtig wünscht und bereit ist, auf jede nur mögliche Weise die Wahrhaftigkeit dieses heißen Wunsches darzuthun. Wenn einige nicht vorher zu sehende, und nicht vorhergesehene Verhältnisse irgend ein Ereigniß herbeiführten, weßhalb die französische Republik glaubt Genugthuung verlangen zu können; oder wenn nach der Reihe Ihrer glorreichen Thaten, eine Mitwirkung der Republik Venedig in Bezug auf das neue politische Gleichgewicht verlangt wird, welches Frankreich in Europa begründen will: — so geruhen Ew Excellenz nur, dieß anzuzeigen. Auf der Stufe von Größe, welche Frankreich zur allgemeinen Bewunderung erreicht hat, wird es ein würdigeres Schauspiel seyn, daß Venedig freiwillig Anstrengungen für dasselbe übernimmt, als daß man eine Regierung mit Krieg überzieht, welche erklärt, daß sie schwach und unbewaffnet sey. — Bonaparte gab kurz zur Antwort: Blut hafte an ihnen und dem Senate, beispiellose Frevel wollten sie mit Lügen entschuldigen; er verlange den Tod der Inquisitoren, welche hauptsächlich gegen Frankreich gewirkt hätten, und des venetianischen Befehlshabers, der auf ein mit Gewalt in den Hafen dringendes französisches Schiff habe schießen lassen. Alle ver-

stummten vor Schrecken, nur der Proveditor Angelo Zustinian hatte den Muth, der riesenhaften Natur entgegenzutreten, welche durch Kühnheit und unbegränztes Selbstvertrauen Alles vor sich darniederbeugte. Unter andern harten Dingen sagte ihm Zustinian: er sey kein Held, wofür er sich doch ausgebe, wenn er nach dem Blute unschuldiger Venetianer dürste, und ihn, der sein Leben darbiete, nicht einmal als Geißel dafür annehme, daß die Anklagen gegen die Republik als Lügen sollten erwiesen werden.

Bonaparte konnte aber dadurch nicht von dem Wege abgebracht werden, den er, um sich zu retten, beim Abschluß der Friedenspräliminarien betreten hatte. Am 1sten Mai erging seine Kriegserklärung gegen Venedig, welche alle die schon erwähnten Beschuldigungen und eine lange Reihe kleinerer Beschwerden aufzählte. Der Doge versammelte hierauf, am vierten Mai, wiederum den großen Rath, und schlug, von Minotto, Bembo und Andern unterstützt, mit zitternder und weinerlicher Stimme vor, man solle die, (gegen die Franzosen nur zu gelinden!) Inquisitoren, nach Bonapartes Verlangen, verhaften, und neue Gesandte mit der Voll-

macht an ihn schicken, auf alle übrigen Forderungen einzugehn. Siebenhundert und vier Stimmen gegen funfzehn bestätigten diesen Schluß. So nahe war die Republik ihrem Ende, und so sehr war die Furcht der Schwachen und die Kühnheit der Uebelgesinnten bei der Unthätigkeit der Bessern gewachsen!

Venedig hatte noch 3500 italiänische und 11000 sclavonische Soldaten, 800 Kanonen, 206 bewaffnete Schiffe, und doch fürchtete man, die Franzosen würden ohne Schiffe nach Venedig kommen, und Alle über die Klinge springen lassen! Um aber diese Vertheidigungsmittel als unbrauchbar, ja als schädlich darzustellen, erfand Morosini eine Verschwörung von 16000 Menschen, zu Gott weiß welchen Gewaltthaten; und anstatt nach den Beweisen der Lüge zu fragen, äußerte der Doge: wenn dem so wäre, so wolle er in Uebereinstimmung mit den gleichgesinnten Prokuratoren des heiligen Marcus, lieber die Regierung in die Hände der Revolutionirenden niederlegen! — Gleichzeitig verlangten Battaja, Dolfino, Grimani, Emo, Condulmer, Morosini, (zum Theil große, aber wie sehr entartete Namen!) daß man alle sclavonischen Kriegsvölker ent-

ferne. Durch vorsätzlich verbreitete Zettel hatte man in diesen den Argwohn erweckt, die Republik wolle sie an die Franzosen verrathen, damit die Muthigen, die Treugesinnten unruhig würden, und diese Unruhe einen Vorwand zu ihrer Einschiffung darbiete. Vergeblich bewiesen Niccolo Erizzo und einige Gutgesinnte, wie wahnsinnig und frevelhaft es sey, diese einzige Schutzwehr der Republik aufzugeben, ehe die Franzosen auch nur eine Bedingung eingegangen wären! — Am zehnten und eilften Mai erfolgte dennoch die Einschiffung der Sclavonier, und Venedig und die Lagunen wurden dadurch ganz wehrlos!

Sogleich traten nun auch verdorbene Advokaten, zweideutige Mäkler und Gesindel, wie Zorzi und Spada, aus ihrem Dunkel hervor, wurden von der französischen Gesandtschaft öffentlich unterstützt, und verhandelten über alle von Bonaparte verlangten Punkte. Am 12ten Mai versammelte der Doge den großen Rath auf ungesetzliche Weise, in ungesetzlicher Zahl, und legte ihm, unbekümmert um die formale Richtigkeit des Ganzen, keineswegs aufmunternde Berichte aus Wien, sondern ein Billet der Frevler Donà und Battaja vor, wonach, zu Fol-

ge eines Briefes vom Bürger Haller, Bonaparte den Staat nur retten und glücklich machen wolle, wenn man die Aristokratie aufhebe, und eine repräsentative Demokratie einführe. Ehe eine Berathung, Vorlesung, oder gesetzliche Stimmensammlung Statt finden konnte, hörte man einige zufällige Flintenschüsse, und voller Furcht und Verwirrung erklärten fünfhundert und zwanzig Mitglieder ohne alles gesetzliche Verfahren: wenn die Verwandlung der Verfassung den Wünschen Bonapartes gemäß sey, so möchten neue Obrigkeiten eingesetzt werden!

Unzähliges Volk hatte sich auf dem Markusplatze versammelt, und als aus den Fenstern des herzoglichen Pallastes ein verabredetes Zeichen gegeben wurde, die Erbaristokratie sey aufgehoben; so schrie der abgelebte Jacobiner, General Salimbeni, mit Einigen: es lebe die Freiheit! Das Volk aber schwieg erstaunt, und aus Furcht vor Mißhandlungen riefen nun Salimbeni und sein Gesindel: es lebe die Republik, es lebe der heilige Marcus! Da glaubte die getäuschte Menge, jener Vorschlag, die Regierung zu ändern, sey nicht durchgegangen, und man wolle sie um jeden Preis erhalten und ver-

theidigen. Laut riefen alle nach: es lebe die Republik! es lebe der heilige Marcus! Dessen Bildsäule ward im Triumphe auf dem Marcusplatze umhergetragen, und jubelnd befestigte man die alten Zeichen des Staats an den Spitzen der drei großen Mastbäume vor der Marcuskirche. Von hier verbreitete sich diese Nachricht durch alle Theile der Stadt, und Kinder wie Greise, Männer wie Weiber, Alle ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechts, schienen in dem ununterbrochenen Rufe, der einstimmig zum Himmel erscholl, ein Gelübde abzulegen, sie wollten sich für die Unsterblichkeit des uralten Staates aufopfern!

Zunächst wandte sich nun die Wuth der Menge, gegen die Häupter der Rebellion. Ihre Häuser wurden größtentheils zerstört, und anstatt daß die 16000 Verschwornen, mit welchen man Alle eingeschreckt hatte, jetzt entscheidend furchtbar zum Vorschein kamen, mußten Zorzi, Spada, und andre Frevler, zitternd im Hause des spanischen Gesandten Rettung suchen. Es fehlte dem Volke nur an tüchtigen Häuptern, sie wurden gesucht, erfleht, aber sie fanden sich nicht! Der unwürdige Doge wollte lieber die Republik überleben, als für sie kämpfend

seine Tage glücklich enden; und die Besten, welchen der Antrag geschah, sich an die Spitze zu stellen, scheuten die gewaltsamen Maßregeln, welche gegen die Schwachen, die Irrenden und die Frevler nöthig erschienen; sie wollten nicht gesetzwidrig als Dictatoren auftreten, und selbst Revolutionaire werden, um die Revolution zu vernichten. Hätte es doch einer gewagt, so wäre Venedig mit einer großen That gestorben, und nicht schmählich untergegangen! Die Vorsehung hatte es anders beschlossen!

Jene ungeregelten Bewegungen des hauptlosen Volkes konnten nicht dauernd schützen. Am 16ten Mai 1797 zogen die Franzosen in Venedig ein, und übertrafen sich selbst in der beispiellosen Reihe von Erpressungen, Plünderungen und Gewaltthaten aller Art. Man wollte das schon verkaufte Land gänzlich zu Grunde richten, und als die Oesterreicher einzogen, freuten sich die an Geist und Leib fast vernichteten Einwohner dieses Wechsels. Jetzt, nachdem die Hoffnung einer Auferstehung der Republik so oft getäuscht worden ist, theilt sich der Haß zwischen Oesterreich und Frankreich, und nur die Regierung kann Lob und Beifall gewinnen, welche den

allgemeinen Wunsch einer italiänischen Freiheit nicht gewaltsam unterdrückt, sondern dafür erzieht.

Vier und dreißigster Brief.

Venedig, den 22. September.

Ich habe nunmehr vier italiänische Theater gesehen, und werde auf dieser Reise keines mehr besuchen; deßhalb will ich dir jetzt darüber einige Bemerkungen mittheilen. In Verona sind zwei Schauspielhäuser, das Teatro filarmonico, und das Teatro Morando. In jenem, dem größeren, ward jetzt nicht mehr gespielt; dieses zählt vier Reihen Logen, und die eine der Scene gegenüber stehende Loge, welche man ihrer Breite halber die königliche nennen könnte, erschien im Uebrigen nicht ausgezeichnet und auch nicht höher als die Andern. Das Parterre ist größtentheils mit Bänken angefüllt, zu denen man aber beim Mangel eines mittlern Durchgangs, nicht ohne einige Unbequemlichkeit, nur von beiden Seiten kommen kann. Die Decke

und das ganze Haus ist reich, ja nicht ohne Ueberladung verziert, und der Vorhang, welcher Orpheus, Diana, u. s. w. vorstellt, etwas grell gemalt. Zweimal zwei korinthische Wandpfeiler an der Vorderseite des Theaters, und die kleinen dazwischen angebrachten Logen erinnerten an das Berliner Opernhaus, welches aber alle Theater, die ich sah, an Größe und an harmonischer Wirkung ohne Zweifel übertrifft. Obgleich der Eingang zum Parterre in Verona nur etwa vier Groschen kostet, fehlte es doch hier, wie in den Logen, an Zuschauern. Das Haus war weder durch Kronleuchter noch durch Lampen erleuchtet, nur eine einzige hing in der Nähe des Orchesters, bis beim Anfange des Stücks ein schmieriger Lampenputzer hervortrat und sie wegnahm. Zur Einleitung gab man keine Ouvertüre, sondern spielte mehre kleine unbedeutende Stücke, und stimmte zwischen jedem einzelnen. Nach Beendigung der Akte ward der Vorhang nicht herabgelassen. Man gab die Bacchanalien von Rom, ein ungeheures breites, langweiliges, durchaus nur äußerliches Trauerspiel. Die Schauspieler glichen in ihren verrenkten Stellungen den Marionetten; der rechte Arm fuhr immer hinter das linke Ohr, und

der linke Arm hinter das rechte Ohr. Kein Wort ging aus dem Munde ohne dazu gehörige Bewegung, und als in einer schwülstigkalten Stelle davon die Rede war, daß jemand bei den Haaren sey herumgezogen worden, sah es aus, als wolle der Schauspieler die ganze Scene rein fegen. Männer und Frauen strengten sich an, wenigstens vier Töne tiefer zu sprechen, als es ihren Stimmritzen und Kehlköpfen von Natur gegeben war, anstatt aber die tragische Wirkung zu erhöhen, verlor sich alles Metall der Stimmen, und es klang, als heule man in einen zerbrochenen Topf. Wir blieben nicht bis zu Ende, und wurden beim Herausgehen von einer Demoiselle mit folgenden Worten angeredet: „Ist nicht arrivato heute un officier di Mantua?“ Auf meine italiänische Antwort: ich wisse nichts davon, sagte sie ungefähr in so tragischem Tone als die Schauspieler: O Sacramente!

Das Haus in Vicenza zählt auf den Seiten des Orchesters vier, sonst aber fünf Reihen Logen, sie sind ohne Abzeichen, sämmtlich gleich groß und schräg gegen das Theater getheilt. Die Scene ist verhältnißmäßig schmal, wogegen das Parterre sich bauchig erweitert. Alle Sitze in dem letzten sind

angeschlossen, und werden theurer bezahlt, als die Stehplätze ringsherum. Das Orchester erleuchtet man mit Lampen, um welche grüne Taftschirme gehn, und auch die dem Theater am nächsten liegenden Logen werden zweckmäßig gegen den unangenehm blendenden Lichtschein durch einen an der Brustwehr der Loge wagerecht angebrachten Taftschirm geschützt, ohne daß diese Einrichtung die Aussicht aufs Theater hindert. In Vicenza gab man kein Schauspiel, sondern nur Opern. Das Orchester bestand aus sieben ersten und sieben zweiten Geigen, zwei Bratschen, vier Violoncells, vier Contrabässen. Alle Blasinstrumente waren doppelt besetzt und standen mit Ausnahme des Fagotts und der Flöte auf der linken Seite. Die Geigen, Bratschen, und der eine Contrabaß befanden sich zur Rechten, zwei Contrabässe dagegen am linken Ende, und einer in der Mitte. — Die Anzüge und die Dekorationen verdienten Lob, nur waren diese mit Palästen und Säulen etwas überladen. Ein in Großfolio für den ganzen Winter gedruckter Zettel besagte weniger, aber auch mehr als die unseren; ich theile dir, da er auch manchen innern Aufschluß giebt, folgendes daraus mit. Es ward zuerst gege-

ben: la capricciosa pentita, Musik von Fioravanti, Dichtung von Romanelli. Wie die Personen im Stücke hießen, und welcher Schauspieler diese und jene Rolle darstellte, fand sich nicht verzeichnet, wohl aber im Allgemeinen die Namen der Schauspieler und ihre künstlerischen Charaktere. Also: prima Buffa assoluta, primo mezzo carattere assoluto, primi Buffi a perfetta vicenda u. s. w. Ferner die Namen der sechs Bassisten und der sechs Tenoristen, welche im Chore sangen, die Namen des ersten Musikers für jedes im Orchester befindliche Instrument, des Malers, Macchinisten: kurz, kein nur irgend Thätiger blieb unbenannt. Was die Aufführung selbst betrifft, so ließ die Musik den Komponisten der Dorfsängerinnen leicht wieder erkennen, doch schien mir das Ganze weniger anziehend, als diese Oper, wozu aber vielleicht die unendlich langen und kahlen, von niemand beachteten Recitative beitrugen. Der Bassist und zwei Diskantstimmen waren unbedeutend, der Tenor stark und gut erzogen, der tiefe Alt der Prima Donna sehr tüchtig und merkwürdig. Das größte Lob verdiente aber unläugbar das Orchester für seine große Festigkeit und Pünktlichkeit; so vortreffliche Ripie-

nisten hatte ich lange nicht gehört. Freilich entsteht die Vollkommenheit dieser Aufführung zum Theil aus Gründen, welche unser Publikum verwerfen dürfte, vor Allem daraus, daß eine Oper ohne Unterbrechung zwanzig, dreißig Male gegeben wird. Da können Sänger und Musiker sich allerdings ganz anders einüben, als wenn sie von einem Stück zum andern eilen, und ehe sie das erste vollkommen inne haben, schon ein zweites, ein drittes darstellen sollen. Man trachtet zu sehr nach Abwechslung, und zu wenig nach Vollendung, man hört lieber das schlechte Neue schlecht, als das gute Alte gut.

Nach einem Akt der Oper folgte eine Hälfte des Ballets: der Untergang von Pompeji, oder der Ausbruch des Vesuvs. Hier zeigte der Zettel unter andern Merkwürdigkeiten ein regelmäßiges Fünfeck, und an jeder der fünf Seiten stand auswendig der Name einer Tänzerin. Ich glaubte erst, dieß stelle eine Gruppe des Ballets dar; allein auf meine Frage antwortete lächelnd einer von den Musikern: die Damen zanken sich stets über den Vorrang, keine will oben oder unten, rechts oder links stehen, je nachdem sie dieß bei gleichen Ansprüchen für vorzüglicher oder nachtheiliger hält. Deßhalb hat man sie

in dieß Fünfeck gebracht, welches sich nach Belieben drehen und wenden läßt. — Dem pantomimischen Ballet fehlte auch hier die Eigenschaft nicht, welche ich so oft bewunderte: man sah ganz deutlich, daß die Leute einig waren, wenn sie sich umarmten, uneinig, wenn sie sich prügelten; ein Verständniß drüber hinaus wäre aber um so mehr überflüssig, da der Beifall sich ja nur nach der Höhe des Springens, der Zahl des Umdrehens auf einem Beine, und der Größe des Winkels richtet, den beide Beine gegen einander machen. Und in diesen drei Hauptartikeln unserer neuen Tanzkunst, hatten die Tänzer und Tänzerinnen unläugbar eine große Meisterschaft erlangt.

Das Haus in Padua war an Höhe und Größe dem von Vicenza ähnlich, nur liefen die Logen nicht wagerecht rings umher, sondern stiegen in gewissen Absätzen, ungefähr in demselben Verhältniß, wie das Parterre sich allmählig erhöhte. Zu diesem fand sich nur ein Eingang auf der Seite. Die Vorbühne kam an Tiefe dreien ihr zur Seite stehenden Logen gleich. Obgleich der Soufleur im Orchester stand und mit seinem Kasten die Bühne nicht unterbrach, so hörte man ihn dennoch nicht, während

ihn die Schauspieler, wie es schien, vollkommen verstanden. Die Logen sind hier, wie in den meisten italiänischen Theatern, durch Bretterverschläge ganz von einander getrennt, welche letzten obenein nicht schräg genug stehen und statt der hohen Kante zum Theil die Fläche gegen das Theater wenden. Wenn also auch die Loge sechs Fuß Tiefe hat, so verdeckt dennoch jene Bretterwand auf fünf Fuß die Scene, und nur vom vordersten etwa einen Fuß breiten Rande, kann man die Schauspieler sehen. Aber für diesen Rand fehlt wiederum die Bequemlichkeit von Stühlen, und es laufen in der Loge nur zwei schmale gepolsterte Sitze an den Seiten der beiden Bretterwände entlang, mithin kehrt die Hälfte der Sitzenden dem Theater den Rücken, und selbst der eine von den beiden, die am Rande, der Loge sitzen und sehen könnten, sieht auch nichts, ausgenommen wenn er Hals und Glieder verrenkt. Aus dem Allen geht hervor, daß der Zweck der Logen in Italien ganz von dem in Deutschland verschieden ist. Man denkt nicht daran, den Raum ängstlich zu benutzen; man denkt nicht daran, daß das Sehen der Scene die Hauptsache sey; sondern es erscheint als das Wichtigere, daß die zwei Eckper-

sonen auf den Bänken sich unter einander ansehen, und daß die Loge dunkel und von allen Seiten verschlagen sey, um nicht gesehen zu werden.

Die Gesellschaft Blanes, welche in Padua spielte, hatte ohne Zweifel bedeutende Vorzüge vor der Gesellschaft in Verona. Man gab: Ludwig der Fromme, oder es ist nicht mehr Zeit, daß Berta spinne. Diese Berta, der letzte Sprößling des Wittekindischen Geschlechts, ward nach dem Siege Ludwigs über seinen Sohn Lothar in Meißen entdeckt, und lenkte alle Dinge, trotz dem Einwirken zweier Bösewichter zweierlei Geschlechts, überall zum Guten. Ludwigs des Frommen Kraft und Schwäche, Aufwallen und Hinfälligkeit, Zorn und Güte, ward in der That sehr brav dargestellt, und sein wirklicher geheimer Rath, Kanzler und Seneschall zeigte sich zu gleicher Zeit, nicht ohne Geschick, als komische Person des Stücks. So setzte er zum Beispiel dem Kaiser auseinander: die Noth so vieler treuen Unterthanen entstehe, erstens durch Noth, zweitens durch Unglück, drittens durch Elend, viertens durch Jammer, fünftens durch Mißgeschick, sechstens durch Trübsal, siebentens durch Traurigkeit, achtens durch Leiden, neuntens durch Freudlosigkeit,

zehntens durch Unheil, eilftens durch Betrübniß, zwölftens dadurch, daß Keiner mehr arbeiten wolle; — und Ludwig fand diese Darlegung sehr gründlich und sehr erschöpfend. Die übrigen Schauspieler und Schauspielerinnen standen hinter diesen beiden zurück; doch ward eine der Letzten während des Akts herausgerufen, und machte hervortretend ihre dankbare Verbeugung.

In Venedig spielte jetzt nur eine einzige Gesellschaft, im Theater S. Benedetto, welches, der äußeren Einrichtung nach, dem in Vicenza sehr ähnlich ist. Eine große Glaslaterne mit sechs gewöhnlichen Lampen hing in der Mitte, ward aber beim Anfang des Stücks weggenommen, so daß das Haus selbst ganz unerleuchtet blieb. Die Scene erschien schmal im Verhältniß zu dem sich bauchig erweiternden Hause, die Vorbühne war nicht mit Säulen geschmückt; und selbst nach dem Anfange der Musik schrieen Herumträger mit lauter Stimme: wer will Wasser! Man spielte: Stenterello in Konstantinopel, verfolgt durch den Bascha von drei Roßschweifen und verdammt zum Tode des Feuers; Komödie durchaus zum Lachen. Alles Ernsthafte, was demungeachtet im Stücke massenweise vorkam, war

(mit Einschluß der Reden für die christliche Dogmatik, welche ein sechsjähriger Junge hielt) höchst langweilig und unwirksam, Stenterello aber eine vortreffliche, dem Harlekin sehr nahe verwandte Figur. Ich würde unbedenklich sagen: er sey Harlekin selbst, wenn ihn nicht der Komödienzettel als eine neue eigenthümliche Maske bezeichnet und hinzugesetzt hätte: sie sey scherzhaft, launig, lächerlich in Handlungen, Geberden und Kleidung, ausgezeichnet durch scharfen Witz, Sprache, u. s. w. — Stenterello trug ein Fuhrmannshemde, und Beinkleider von ausgeblaßtem blau und weißstreifigem Bettdrell, rothe Strumpfbänder, eine halbe Maske, einen kurzen wagerecht abstehenden Zopf, und einen kleinen hohen dreieckigen Hut. Die große Gewandtheit und Schnelligkeit seiner Bewegungen und Reden, die glückliche Mitte zwischen Marionetten und Menschenspiel, ergötzte allerdings eine Zeit lang; aber das Vergnügen ward doch zu theuer erkauft, wenn man auch die übrigen Schauspieler hören sollte.

Bei unserem zweiten Besuche des Theaters ward nicht als Oper, sondern als Schauspiel gegeben: il gran convitato di Pietra, das heißt Don Juan, oder der steinerne Gast. Dieser sah mit sei-

nen Klappstiefeln, seinem einreihigen, schabigen, weggeschnittenen, hellrothen Leibrocke, seiner zu kurzen Piqueweste, und zu langen dreieckigen Hute, leibhaftig aus wie ein hagerer, verhungerter, Dienste suchender, mit seiner alten Livree herumlaufender Bedienter. Leporello erschien als Harlekin mit einer Laterne, deren Stock so lang war, daß er bis in den dritten Rang Logen hinaufleuchten konnte, hatte aber als lustige Person einen Nebenbuhler am Comthur. Auch bringt Don Juan diesen keineswegs grausam ums Leben, sondern schlägt ihm nur von hinten das Licht aus der Hand, worüber er einen großen Lärm gegen Donna Anna erhebt, und meint, sie habe es gethan, sie störe ihn durch ihre Possen im Schlafe, so wie ihn früher die Flöhe beunruhigt hätten, welche er dereinst bei Lebensstrafe aus allen seinen Reichen verbannen wolle. Bei einer andern Nachtscene spielt Leporello, von einer Seite Don Juans zur andern springend, hier sich selbst, dort einen drohenden Korporal, prellt dabei seinen Herrn um hundert Zechinen, hört aber dann betrübt von diesem, daß er falsches Geld empfangen habe. Sie wollen nach Castilien entfliehen, wo es Berge von Käse giebt, leiden Schiffbruch und werden ans Land

geworfen. Leporello, der zuerst auftritt, giebt sich für seinen Herrn aus, hat dabei zum Beweise der Furcht und des Elends das Hemde über die Hosen gezogen, und außer einem darauf gemalten Todtenkopfe, fanden sich vorn und hinten sehr erkleckliche Spuren von Verunreinigungen. Sobald Don Juan ankömmt, und erfährt, wie Leporello sich selbst erhöht habe, giebt er ihm einige Tritte, und läßt sich von ihm der Zerlina als einen arragonesischen Prinzen vorstellen; gleich nachher aber suchen er und Leporello sich wechselsweise die Flöhe ab. Diese Thatsachen durch unermeßlich lang gedehnte Scenen und Redensarten verwässert, hießen uns vor der Beendigung nach Hause, und auch nicht wieder ins Theater gehn. *)

Wenn die Schauspieler Italiens in andern Städten nicht vorzüglicher sind, so ist es mit dieser

*) Wer sieht nicht das Verkehrte in diesem Schauspiel Don Juan ein; ist's denn aber viel klüger, daß ihn bei uns der Teufel holt, ob er gleich nicht mehr Uebels thut als viele vortreffliche Leute. Denn vorn, hinten und in der Mitte wird so viel gestrichen und weggelassen, daß Don Juan ganz zu Ehren kommt, wenn er anders mit Elviren keinen gerichtlichen Ehecontract geschlossen hat, und Besitzer von einigen Quadratfuß Grundvermögen ist, um das Indultedict für sich anführen zu können.

Kunst überhaupt schlecht bestellt, und schlechter wie bei uns. Noch auffallender aber als die, doch hie und da lebhafte Darstellung, war mir das Gehaltlose, ganz äußerlich rhetorische, unbeschreiblich Gedehnte und Langweilige der Schauspiele selbst. Alles, was sich für erhaben ausgab, war platt und schwülstig, alle Gespräche verwandelten sich in abhandelnde Vorlesungen; selbst der Scherz ward in Wiederholungen todt gehetzt, und nicht selten mehr ekelhaft als erheiternd. — Und könnte man noch diese Ergötzlichkeit zu einer bequemen Stunde haben; aber das Schauspiel beginnt um halb zehn Uhr, und dauert bis ein, zwei Uhr nach Mitternacht. Nur für faule Ureinwohner mag dieß passen, nicht für Reisende, welche ihre Zeit benutzen wollen.

Zwei andere Schauspielhäuser in Venedig, S. Crisostomo und Fenice, sind von den schon erwähnten nicht sehr verschieden; alle indessen, die ich in Italien sah, trifft der Vorwurf, daß sie wegen der durchaus gleichen Abtheilung der Logen, wegen des Mangels an Säulen, Trägern, und s. w. einförmig, trocken und kasernenartig aussehn. Keines von allen stand frei, keines hatte ein schönes Aeußere; und das so oft getadelte Komödienhaus in Berlin erschien

mir, (seitdem ich es nicht mehr mit dem dortigen Opernhause, sondern mit den italiänischen Schauspielhäusern verglich) als ein selbstständiges, großartiges und erhabenes Gebäude.

Unterhaltender als das venetianische Schauspiel sind die venetianischen Komödienzettel, und ich kann nicht umhin, dir einige Proben mitzutheilen, welche in Deutschland benutzt und nachgeahmt werden könnten. Erste Probe, zum Gebrauch für Direktoren: Nach der Uebersicht vom Inhalt eines Prachtstücks, die Reise der Planeten nach der Erde, heißt es auf einem Zettel: „Genien von Venedig! dieses Schauspiel bedarf eures ganzen Beistandes und eines zahlreichen Besuchs, um die schweren Ausgaben bestreiten zu können, welche wir übernehmen, um euch zu dienen. Ziehet deßhalb einen Schleier über die Mängel der Komiker, und lauft schaarenweise herzu, um dieses neue, täuschende, außerordentliche Kunstwerk zu genießen, welches in der That jeden anlockt, unterhält, und für seine Ausgabe wohlbezahlt und zufrieden macht.“

Zweite Probe, über Benutzung der Zeitgeschichte für das Theater: „Wenn es wahr ist, daß die geschichtlichen Thatsachen den Vorzug verdienen vor

den Erzeugnissen einer hitzigen Einbildungskraft, so ist der anführende Hauptkomiker überzeugt, er irre nicht, wenn er dem verehrten Publikum vorstelle: Tiberius Zwickbohrer, oder der ungeheure Schuldvolle! —

Dieser Mann, welcher nicht bloß Italien, sondern der ganzen Welt bekannt ist, hat nicht weniger durch seine geistreichen, als durch seine sündhaften Unternehmungen, bei verschiedenen Gelegenheiten Ruhm und Größe, allgemeines Lob und Beifall zu erwerben gewußt. Er war unerschrocken in jeder Gefahr, wußte vermittelst seiner Talente unermeßliche Vortheile zu erlangen, zeigte sich bald in bescheidenem Philosophenmantel, bald in prachtvollem Glanze, überzeugte dort durch seine Beredsamkeit und sein löbliches Aeußere, und erweckt hier Schrecken und Furcht im Kriege. Alle seine merkwürdigsten Thaten sind mit lebhaften Farben von einer klugen und erfahrnen Feder in diesem sonderbaren Kunstwerke beschrieben. Das Gemälde der Leidenschaften, welche das menschliche Herz bewegen, und die unvorhergesehenen, wohlangebrachten Theaterschläge lassen eine günstige Aufnahme hoffen, und der Schauder über den unverschämten und schwarzen

Undank, welcher zum völligen Untergang jenes schrecklichen Frevlers hinwirkt, wird als Auflösung eines so umfassenden Gegenstandes erscheinen, der, wenn ihr günstig zuhört, mit Recht anziehend und auf der Bühne vollkommen heißen kann."

Dritte Probe, über die Art wie ein dramatischer Schriftsteller sich beim Publikum einführen muß, aus dem Zettel zu einer Vorstellung für den ersten Tyrannen Luigi Rocchetti. „Der Verfasser dieses Stücks, Felice Medoni, jetzt Professor der französischen und italiänischen Sprache in Venedig, ist überzeugt von eurem weisen Urtheil, o ihr gebildeten Venetianer, und nährt die süße belebende Hoffnung, daß ihr günstig eine seiner Arbeiten aufnehmen werdet, die er euch allein weihet und heiligt. Wie oft sah man nicht beim Deklamiren einer feierlichen und beweglichen Stelle, an euren Wimpern Thränen der Zartheit und Theilnahme, unläugbare Zeugen eures wohlgeschaffenen und milden Gemüths! Die unerhörten Unglücksfälle, und die höchst traurigen Begebenheiten zweier Elenden, welche das Geschick grausam spielend verfolgt, bilden die zierlichen Verschlingungen dieses zarten und gefühlvollen Schauspiels, und sind würdig, von euch

gehört und beurtheilt zu werden. Verschmäht deßhalb nicht, eure Gunst über einen Schriftsteller auszuschütten, der seine schönsten Hoffnungen auf euch gesetzt hat; ermuntert den Dichter, in der von ihm betretenen, so schweren Laufbahn auszuharren. Wenn es ihm dadurch gelingt, eines Tags eine Blume auf diesem mit so vielen Dornen bestreuten Wege zu pflücken, welch unvergleichliches Verdienst von eurer Seite, welch unschätzbares Loos für ihn! Welch Glück endlich für den Tyrannen Rocchetti, wenn ihm hiebei zu seinem Vortheil die zarte Gabe eurer Wohlthätigkeit zu Theil wird!" — Der Tyrann richtet nun auch seiner Seits mehre Redensarten, und endlich gar ein Sonnett ans Publikum, welches jedoch die Mühe einer Uebertragung ins Deutsche nicht lohnt. Statt dessen gebe ich eine vierte umständlichere Probe, wie ein Schauspieler zu einer Belohnungsvorstellung, oder einem sogenannten Benefiz, einladen muß.

„Theater S. Benedetto. Anziehende und eindringliche Anzeige für den Abend, Sonntags, den 26. August, 1815. Vorstellung für die erste Schauspielerin, Antonietta Ronzone. — Nur dem wahren Werthe, es läßt sich nicht läugnen, nur dem

wesentlichen Verdienste, wird allein der Beifall und der Lohn zu Theil, und die ganze literarische und Kennerwelt vereinigt sich, dieß zu bestätigen. Wenn aber jene mit Recht so viel erlangen, wird der gute Wille und der unermüdet ausharrende Eifer, wenn es sich auch in einem Wesen findet, dem es an Werth und Verdiensten gebricht, wird er von einer so höchst erleuchteten Versammlung verkannt und verworfen werden? — Nein! — so ruft die obengenannte Schauspielerin voller Zutrauen aus, und fügt muthig hinzu: die Einladung erfolgt zu einer Vorstellung, welche ganz und gar zu meinem Vortheil bestimmt ist. Der Glanz der Darstellung wird meine geringen Anlagen überstrahlen, das Werk eines gelehrten und wohlverdienten Autors einen Schleier über meine Fehler werfen, und von so ehrenvoller Begleitung umringt und beschützt, biete ich unverzagt ein Schauspiel dar, welches durchaus neu, sehenswerth, nie dargestellt, und seinem Inhalte nach auf wahre Geschichte gestützt ist. Es heißt: Clara von Rosenberg, oder die Heldin unter den Töchtern. Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci, so spricht Horaz in seinen Briefen an die Pisonen. In diesem Schau-

spiel vereinigt sich nun dieß Alles: zu dem Vergnügen des Unterrichts und einer überall eingestreuten gesunden Moral, gesellt sich das belebende und den Geist unterhaltende Ergötzen über die Mannichfaltigkeit der Ereignisse, und über die scherzhaften und glänzenden Charaktere, welche der Dichter in die Handlung verflochten hat, um sich durchaus nach den Vorschriften des Mannes zu richten, der eben angeführt ward, und auch sein Lehrmeister ist. — Möchte doch ein zahlreicher Besuch den guten Willen und das Werk der gehorsamsten Bittstellerin krönen! Welch ein Glück würde dadurch ihr zu Theil werden! ihr, deren Bestrebungen nur dahin gehen, ihren Mäcenen aufs lebhafteste zu beweisen, daß sie entflammt ist von ungetheilter Verehrung gegen sie, von wahrhaftem Danke, steter Erkenntlichkeit, und unauslöschlichem Gedächtniß."

Nicht minder merkwürdig war ein Zettel, zwei Ellen lang, und eine breit: Phisique amusant, trais de magie blanche di Giuseppe de Rossi di Bologna, Professore di Fisica recreativa. Außer den bekannten Taschenspielerkünsten wollte er zeigen: das bengalische Feuer, den unsichtbaren Courier, den Regen der Venus, die anmuthsvollen Entdeckungen

in der Lehre von der anziehenden Kraft, die Kunst unbelebte Körper zu beleben, u. s. w.

Du siehst aus dem Obigen, welchen Reichthum die italiänischen Komödienzettel im Vergleich mit den deutschen zeigen, welches zutrauliche Wechselgespräch Schriftsteller und Schauspieler mit dem Publikum führen, wie bescheiden, und doch wie offenherzig sie sich und ihre Wünsche darlegen. Bei uns wird dagegen zur Erwerbung der Aufmerksamkeit das einzige mechanische Mittel angewandt, für die Zettel zu Belohnungsvorstellungen, die Buchstaben etwas größer und das Papier etwas breiter zu nehmen. Nur wenige Geister, besonders weiblichen Geschlechts, haben sich so weit erhoben, daß sie eine Lohnkutsche miethen, und bei Bekannten und Unbekannten Karten als Symbole abgeben, man möge für diese tessera, für dieß Scherflein, auch sein Scherflein beitragen. Um eine solche mit musikalischen Zierrathen versehene Karte hatte einst ein Spaßvogel geschrieben:

Was sie auch des Abends mit der Stimme gewinnt,
Am Spieltisch geht Alles in den Wind, Wind, Wind, Wind!

Beiläufig gesagt, bin ich aber nicht der Meinung, daß die Schauspieler in dem Maße vortreff-

licher werden, als sie zu den sogenannten guten Gesellschaften Zutritt erhalten, und sich darin gefallen. Das göthische Wort über die gute Gesellschaft ist nur zu oft wahr, und anstatt für ihre Kunst hier Begeisterung zu holen, werden sie nicht selten so abgeschwächt, daß sie ihnen als eine Last erscheint, daß sie in wunderlicher Verirrung meinen, ihrer Natur gezieme das viel Erhabnere: als gebildete Leute über das Schauspiel zu sprechen, anstatt selbst auf den hohlen Brettern mitzuspielen. So wie die Studenten zwar von Zeit zu Zeit Gesellschaften sogenannter Philister besuchen mögen, aber keineswegs darin heimathlich werden, sondern im Ganzen ein für sich abgeschlossenes Leben führen sollen, so auch die Schauspieler. Freilich, wenn jemals, anstatt des hier verlangten abgeschlossenen wissenschaftlichen und Kunstlebens, ein System von Rohheiten und Ungezogenheiten die Oberhand gewönne, und für das innerste Heiligthum ausgegeben würde, so müßte man sich selbst in dieser Christenzeit vom Himmel einen Herkules erbitten, um diese Ställe des Augias vom Miste, oder vielmehr von den genialen Bewohnern zu reinigen.

Fünf und dreißigster Brief.

Venedig, den 24. September.

Wie oft haben wir nicht Klagen gehört über das Essen in Hotels, Klubs, Ressourcen, Harmonieen, Casinos, Cercles, Humanitäten, Philomathien, und wie zum gerechten Anstoß aller Freunde der deutschen Sprache diese mannigfaltigen geselligen Vereine sonst noch heißen. Ihrem Inhalt und Wesen nach sind sie freilich oft verschieden; aber bei der Taufe haben die Pathen gleichmäßig ihre Pflicht versäumt, und ich schlage mich hier durchaus zur Partei der Wiedertäufer. Von der Sprachverbesserung wollte ich jedoch nicht reden, sondern von dem lauten Verlangen, das Essen sollte sich selbst da bessern, wo man nur acht sogenannte schlechte Groschen an den Leib wendet, und beklagt, er koste immer noch mehr als der Geist. Weil aber dieser Geist in der Regel weiß, daß er nirgends für diese Summe seinen Leib besser pflegen kann, so spricht

er sich ohne Zweifel nur aus, um zu beweisen, er wisse auch, was gut schmecke, sey ein Kenner, und führe zu Hause einen weit vortrefflichern Tisch. In gerechtere Klagen ergoß ich mich gestern mit meinen beiden Reisegefährten: wir drei erhielten zu Mittag in unserm Wirthshause, eine gewöhnliche Suppe, etwa ein halb Pfund Rindfleisch mit sechs Kartofeln, einen Mundvoll Kalbshirn, ein Tellerchen mit Mohrrüben und nichts dazu, ein Tellerchen mit Wasserrüben und nichts dazu, ein kleines Huhn und nichts dazu, die äußersten Spitzen von acht Hühnerflügeln, welche man in Deutschland wegwirft, und dazu eine Brühe, die ungeachtet ihres vornehmen Namens doch gemein schmeckte. Für dieß auserlesene italiänische Mittagsbrod zahlte die Person einen Thaler und sechs Groschen in Golde. Der süße lispelnde, mit einem Höcker versehene Cameriere ließ sich durch unsere Beschwerden gar nicht aus der Fassung bringen, und ich lief vor Hunger auf den Marcusplatz, kaufte mir Trauben und Pfirschen, und verzehrte sie getröstet auf den Stufen des Glockenthurms. Zur Vermeidung ähnlicher Gastereien haben wir Gottlob ein deutsches Speisehaus gefunden, wo man für den dritten Theil des Geldes wirk-

lich ißt, und nicht bloß mit dem Essen wie der Hund mit dem Knochen spielt. Der Rechtschreibung nach sind uns zwar schon schreckliche Dinge hier über die Lippen gegangen, aber selbst nach Bodin mit Chatteau fühle ich kein Magendrücken.

Eher hätten wir uns bei dem Italiäner übernehmen können, den wir in Italien aufsuchten, und der uns (freilich wie hier überall auf schmutzigem Tischzeuge) eine ganze Stufenreihe von eigenthümlichen und einheimischen Essen vorsetzte: kleine Vögel, Polenta, Seefische, Austern u. s. w. Nach dem schweren Anfang in unserem Wirthshause hätten wir nicht geglaubt, daß Venedig einen davon so verschiedenen und so reizenden gradum ad Parnassum darzubieten im Stande sey. Kühner geworden, fragten wir nun um so dringender nach einer Stufenleiter von Weinen, da uns der tyroler und lombardische Wein schlechterdings nicht mundete. Es ist unbegreiflich, daß man aus den herrlichen Trauben keinen besseren Wein gewinnt, und Faulheit, Ungeschick, vor allem aber die gewaltige Unreinlichkeit, tragen gewiß zu dieser Erscheinung bei. Der rothe einheimische Wein, nostrano genannt, ist schwer, austrocknend, und fast nie ohne einen unan=

genehmen Beigeschmack; der dalmatische Wein, dalmatino, gehört in dieselbe Classe; und erst als wir zu den Florentiner Arten Monte pulciano und Aleatico übergingen, gewannen wir wieder Glauben, daß es in Italien auch Wein gebe. Noch höher stand indessen der durchaus eigenthümliche Samos, und der so milde und doch so starke, durchgehitzte und durchgesüßte Cyperwein. Die Krone von Allem sind endlich Lacrimae Christi. Alle Lebenselemente, die sich in den einzelnen Weinarten zerstreut finden, erscheinen hier in einer wunderbaren Vereinigung, und wenn sonst einer Art nachgerühmt wird, sie lösche den Durst, oder heile den Magen, oder schmeichle der Zunge, so möchte man behaupten, diese sey im Stande, Wunder zu thun und Todte zu erwecken.

Sechs und dreißigster Brief.

Venedig, den 24. September.

Ehe ich nach Venedig kam, glaubte ich, daß fast kein Mensch hier zu Fuße gehe, und Verbindungen nur zu Wasser und in Kähnen Statt fänden. Dieß ist aber falsch. Man geht weit mehr zu Fuße, als man zu Wasser fährt, und bedient sich weit mehr der Brücken als der Kähne, deren Gebrauch zwar nicht theuer, aber doch auch nicht ganz umsonst ist. Nur der große Canal, welcher die Stadt in zwei Haupttheile zerschneidet, und über welchen die einzige Brücke des Rialto führt, zwingt diejenigen, welche entfernt von ihr wohnen, sich übersetzen zu lassen. Noch mehr überraschte es mich, was sich doch eigentlich von selbst verstand, daß es in Venedig gar keine Pferde und keine Kutsche giebt, und Sonnen- und Regenschirme statt der Fiaker angeboten werden. Auch ist wohl die Hälfte der Straßen so schmal, daß gar kein Wagen hindurch kann. Ja

in vielen, und keineswegs den schlechtesten und unbesuchtesten Gassen, konnte ich buchstäblich mit den Händen die Mauern der Häuser auf beiden Seiten erreichen, und wenn jemand einen Stuhl vor die Thüre gesetzt hätte, so wäre der ganze Weg versperrt gewesen. Mich wundert, daß diese Enge nicht ängstlicher wirkt, und daß bei der Höhe der Häuser noch so viel Licht auf den Boden fällt; aber freilich sahen wir die Stadt auch bei dem schönsten Wetter, und die mit Quadern belegten Straßen waren so glatt und reinlich wie der Fußboden einer Stube. In der Regenzeit, so meinte ich, mag's an dem Kothe nicht fehlen, von dem jetzt keine Spur erscheint, wogegen man aber versicherte: durch die Franzosen wäre die alte Unsauberkeit ganz vertilgt, und die größte Ordnung in Hinsicht der Straßenpolizei eingeführt worden. Nirgends erscheint diese auch nöthiger als hier.

Noch immer ist Venedig, besonders in der Nähe des Marcusplatzes, eine außerordentlich lebhafte Stadt. Zweierlei erhöht jedoch diese Erscheinung: erstens, daß die Menschen sich auf beschränktem Raume neben einander bewegen müssen, denn über Berliner Straßenflächen ausgebreitet, würde das Ge-

dränge sehr abnehmen: zweitens, daß alle Familien mit ihren Arbeiten und Geschäften gewissermaßen auf der Straße leben. Theils um der frischen Luft, theils um des Tageslichtes willen, drängt sich jeder zur Vorderseite, und die Wände sind nicht mit kleinen Fenstern durchbrochen, sondern mit so großen Ladenöffnungen versehn, als die Sicherheit der höhern Stockwerke nur immer erlaubt: und so sieht man im Vorbeigehn die arbeitenden Männer und Gesellen, die kochenden Frauen, und die Weise der Kindererziehung. Nirgends hat mich überhaupt der Verkehr so lebhaft angeregt als hier, und die sich fast ununterbrochen an einander reihenden Kaufläden haben etwas sehr Reizendes und Anlockendes. In buntem Wechsel, aber mit so viel Geschmack geziert und geordnet, als nur irgend möglich, folgen hier Läden für Putzwaaren, Bücher, Tabacke, Eis, Tuch, Kupferstiche, Wurst, Austern u. s. w. Dazu kommt, daß es beim Kauf und Verkauf gar nicht so stille hergeht, wie bei uns: ein Paar Kerle, die auf dem Marcusplatze ihre Zucca, ihren gebratenen Kürbis ausrufen, oder ein Paar Gondoliere und Vetturine, die zur Ueberfahrt oder Abfahrt auffordern, machen hier mit unglaublicher Lebhaftigkeit mehr Lärm, als

in Deutschland viele hundert Bauern und Bäuerinnen.

Ganz das Umgekehrte fiel mir bei den Vornehmern auf, welche nicht bloß der freien Luft auch gern genießen, sondern das dolce far niente, das süße Nichtsthun, oft in ein wahres Faullenzen zu verkehren scheinen. Tag und Nacht sind wenigstens die unzähligen Kaffeehäuser überfüllt, und sehr angesehene Damen pflegen Abends mehre Stunden im höchsten Putze hier zuzubringen. Ländlich sittlich! Ob es von zwei bis vier Uhr, oder von acht bis zehn Uhr geschieht, gilt ganz gleich, und die italiänischen Frauen haben wenigstens die gerechte Forderung durchgesetzt, daß kein unzierlicher Zierbengel, kein sich zur Erholung ausstreckender Staatsmann, kein nachdenklicher Kenner des Wortes Gottes, sie zu Mumien einräuchern darf. Nur zwei Völker umräuchern sich hier brüderlich in zwei nebeneinander stehenden Kaffeehäusern, die Deutschen und die Türken; aber keine Dame läßt sich in diesen unheiligen Bezirken blicken.

Die in den Kaffeehäusern versammelten Vornehmern, — dieß wollte ich eigentlich bemerken, — sind nun so still, maulfaul und unbeweglich, wie das

gemeine Volk lebhaft, gesprächig und beweglich ist; wenigstens habe ich von jenen auch nicht ein rasches, oder durchgeführtes, oder lustiges Gespräch gehört, sondern Alles ging leise und einsilbig her, oder es ging gar nicht Einzelne Personen saßen fast ganze Stunden, ohne etwas zu genießen, ohne ein Wort zu sagen, ohne sich zu bewegen; es sey denn, daß sie mit dem Stocke an dem Fußboden kratzten. Ich habe zu wenig Erfahrung, um die Gründe dieser Erscheinung aufzufinden, daß sie mir aber ungesucht und gegen meine Erwartung aufgefallen ist, hat keinen Zweifel.

Verhältnißmäßig war weit mehr Geräusch in den Kirchen, wovon ich ein andermal spreche. Jetzt führe ich dich nur in einige derselben, denn alle Kirchen besuchen, wäre so weitläufig, wie alle Kaffeehäuser besuchen; eins von diesen scheint nämlich dem andern stets als Füllstück oder Gegenpol zugesellt zu seyn.

In der Kirche S. Salvatore findest du einige berühmte Titiane; aber sie sind so verdunkelt, und hängen so schlecht, daß das Auge von dem hereinfallenden Lichte geblendet wird, und fast nichts erkennen kann.

Die Kirche der Jesuiten zeigt die größte Marmorpracht; aber das Ganze ist doch zu bunt und barock, z. B. die kostbaren mit Veede antico ausgelegten und verzierten Marmorsäulen. Deßwegen würde ich der Kirche der Scalzi in Hinsicht auf Pracht und Anordnung des unendlich schönen und mannigfachen Marmors, in Säulen, Fußböden, Verzierungen, u. s. w. den Vorzug einräumen.

In S. Maria gloriosa dei Frati sucht jeder dankbare Bewunderer Titians einfachen Grabstein auf. Chateaubriand hat große Worte darüber verloren, daß jenem kein großes Denkmahl gesetzt sey; aber es giebt Männer, welche darüber hinaus sind, weil sie sich das größte Denkmahl schon selbst errichteten. Wer aber Denkmahle sehen will, muß in die Kirche der Dominikaner gehn, wo sie mehr oder weniger verdienten Venetianern in erstaunlicher Anzahl gesetzt sind. Doch wird wohl keiner deßhalb die Gemälde großer Meister, die Bildsäulen Sansovinos, und die halberhabenen Arbeiten in Marmor von Johann Bonazza und Aloysius Tagliapetra übersehen.

S. Georgio maggiore gewährt von der Piazzetta aus einen sehr würdigen Gesichtspunkt; auch

gehört diese von Palladio erbaute Kirche gewiß zu den größten und schönsten Venedigs. Demungeachtet that es mir leid, wiederum keine freistehenden Säulen, sondern dicke Pfeiler zu finden, welche die Seitenschiffe und Bogen sehr verdecken. Eben so wenig kann ich die abgetheilten Säulen schön und zweckmäßig finden, welche Palladio nicht selten bei Prachtthoren anbringt. Runde und viereckige Stücke liegen hier abwechselnd übereinander, zerbrechen die schönen Linien und Verhältnisse, und zerstören die Idee der Sicherheit und Festigkeit einer Säule.

Der Kirche S. Maria della Salute würde ich den Vorzug vor S. Georgio maggiore ertheilen. Ihre gewaltig hohe und weite Kuppel, die schöne Erleuchtung, die acht korinthischen, an starke Pfeiler sich zwar anlehnenden, aber doch runden und freien Säulen, und der große Reichthum an vortrefflichen Gemälden zieht die Aufmerksamkeit an sich, und erweckt Bewunderung.

Am liebsten und häufigsten besuchte ich aber doch immer die Marcuskirche. Nicht die Größe, nicht die Einheit des Stils, nicht die Leichtigkeit der Uebersicht ist das Anziehendste, vielmehr Sonderbarkeit, verbunden mit ächter Erhabenheit, Ein=

fachheit, verbunden mit der größten Pracht, und eine unerschöpfliche Masse von Kunstwerken, die aber nicht überlästig erdrücken, sondern allmählig erst entdeckt und aufgefunden werden. Anstatt also daß bei mancher andern vortrefflichen Kirche der erste Eindruck als das Größte und keiner Steigerung Fähige erscheint, wächst hier der Eindruck von Augenblick zu Augenblick, und je länger man verweilt, desto länger muß und will man in dieser Stadt Gottes mit ihren hunderten von Säulen, und ihren unzähligen Gemälden verweilen, mit welchen sich ein Dutzend Gallerien bedecken ließen. Erwarte von mir keine Beschreibung. Der Führer durch Venedig handelt 180 Seiten von der Marcuskirche; wer sie aber nicht selbst sieht, dem wird das Alles nicht genügen. Schon im eilften Jahrhundert war der eigentliche Bau beendet, dieser griechisch-arabisch-venetianische Bau. Von der großen Thür bis zum Altar mißt man 220 venetianische Fuß; die Breite des Kreuzes beträgt 180 Fuß, die der vorderen Hauptseite 152, der Umfang des Ganzen 950 Fuß. Bis zur Chorhöhe ist Alles Marmor und Porphyr, einfach und ohne alle Verzierung; von da ab sind dagegen die Mauern, so wie die fünf ungeheuren

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kuppeln, durchaus mit ächter Goldmosaik überdeckt. Wie viele Millionen Steinchen gehören dazu, solche ungeheure Flächen zu belegen! Und so viel auch mit Recht gegen die unächten goldnen Leistchen und Blümchen in neuern Zimmerzierungen gesagt und geschrieben ist; hier habe ich eingesehen, daß die höchste, erhabenste Pracht nur mit dem ersten aller Metalle erreicht wird, und wer einmal in diesen von der Sonne erleuchteten Goldhimmel hineinsah, läßt gewiß alle Kritiken zu Hause. Keine Malerfarbe erreicht diesen Glanz, diese Dauer; und bei aller Mannichfaltigkeit äußerlicher Einrichtungen, spricht sich überall der eine Grundsatz aus: man wollte nur das Köstlichste und der Zeit Trotzende. Daher ist in der ganzen Kirche kein Gemälde auf Leinwand, wohl aber eine Welt von Mosaikgemälden auf jenem Goldgrunde. Bisher waren mir nur allerlei Spaßereien und Spielereien in Mosaik zu Gesichte gekommen, und ich hatte keinen Begriff davon, daß solche Größe, Zeichnung, Beleuchtung, Ausdruck, Wirkung in Mosaik möglich sey. Schon der ausgelegte Fußboden übertrifft Alles, was etwa in Schlössern von Lumpenpracht vorkommt; richtest du aber dein Auge gen Himmel, steigst du zu den

Chören empor, so thun sich alle Wunder des alten und neuen Testamentes auf; Patriarchen, und Heilige, und Engel umschweben dich in den würdevollsten Gestalten, und die zwölf Apostel, welche rings in der einen Kuppel thronen, erscheinen als die erhabenste Versammlung der Welt. Glaubst du nach langer Zeit von deinem Standpunkt aus Alles betrachtet zu haben, und gehst nur einen Schritt weiter, wendest dich um ein wenig zur einen oder zur andern Seite, so tritt eine neue Goldwand, oder Goldkuppel, oder Kapelle mit neuen Kunstwerken hervor. An Werth und Behandlungsweise sind sie allerdings sehr verschieden, denn es finden sich Mosaikgemälde im neugriechischen Stile aus dem eilften Jahrhunderte, und so aus allen spätern Jahrhunderten hinab, bis ins achtzehnte. Aber das Meiste ward nach Entwürfen der größten venetianischen Künstler gearbeitet, und ich rede hier vorzugsweise von dem Eindruck des Ganzen, welcher dadurch, daß man die Jahrhunderte in den Darstellungen mit durchlebt, größer und wunderbarer wird, und über alle Zeit hinaus erhebt.

Zur venetianischen Zeit hatte man, aus so verständiger als zarter Besorgniß für die Mosaikge-

mälde, verboten, daß schweres Geschütz in der Nähe der Marcuskirche abgefeuert werde; die Franzosen übertraten Anfangs als Sieger dieß Gebot, keinesweges aber kann davon die Senkung einiger Bogen sogleich entstanden seyn, welche leider nicht zu verkennen ist. Mosaikgemälde konnten jene nicht wegnehmen, wohl aber einige silberne Lampen, wie es hieß: pour les faire nettoyer. Schmerzlicher war der Verlust der vier über dem Haupteingange der Marcuskirche stehenden griechischen Pferde, obgleich dieser Mangel einem Fremden weit weniger widerwärtig auffällt, als der von herausgerissenen Deckengemälden, wo die Lücke bloß mit alten Brettern ungeschickt verschlagen ist. Ueberhaupt erscheint es weit weniger grausam und unnatürlich, wenn ein Sieger aus den von hundert Orten zusammengekauften und auf einander gestapelten Gemäldesammlungen einige Stücke hinwegnimmt, als wenn er Kirchen und Orte plündert, mit welchen das Kunstwerk ursprünglich, unabtrennlich und geschichtlich verwachsen ist. So gehören z. B. Darstellungen venetianischer Siege, nirgends hin als in den Pallast des Doge. Freilich erinnert Venedig lebhaft an Kunstplünderungen früherer Zeit. Jene Pferde, die berühmten Löwen, so

viele Säulen und Bildsäulen, wurden in Konstantinopel von den Siegern mit nicht größerm Rechte, als jetzt von den Franzosen hinweggenommen; ja man verfuhr damals mit weit weniger Achtung für die Kunstwerke selbst, und zerstörte nach der furchtbaren Erzählung des Nicetas Choniates weit mehr, als man raubte. So wenig man nun aber auch jene Frevel billigen wird, so giebt es doch einen Ablauf der Zeit, welcher den Besitz von Kunstwerken für Venedig, Rom, Florenz u. s. w. heiligt, und sie einheimisch macht. Niemand hätte es den Griechen verdacht, wenn sie 1214 die Kunstwerke den Venetianern wieder abgenommen hätten, welche diese 1204 raubten; jeder Vernünftige und Billige verdammt aber die Franzosen, daß sie eine Verjährung von 600 Jahren nicht achteten, und jetzt eine von sechs Jahren für sich anführen.

Es bleibt ungewiß, ob der erste Gedanke solcher Plünderungen vom Directorium oder von Bonaparte ausging; gewiß ist's, daß er ihn auch da noch streng durchführte, wo er allein befehlen konnte. Komisch erscheint der Gedanke allerdings, das heißt hier aber zugleich unkünstlerisch und ungerecht, und so sehr es den höchsten Preis verdient, daß man jedem Beein-

trächtigten wiedergab, was ihm gebührte; so ist es nicht minder löblich, daß man den Franzosen Nichts von dem nahm, was ihnen ursprünglich gehörte. Wenn die Uebermächtigen nur noch ein halbes Dutzend Mal, so wie hier, den Grundsatz anerkennten: was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch, so wären wir mit dem Völkerrechte ganz wo anders, als — wo wir noch immer sind!

Sieben und dreißigster Brief.

Venedig, den 25. September.

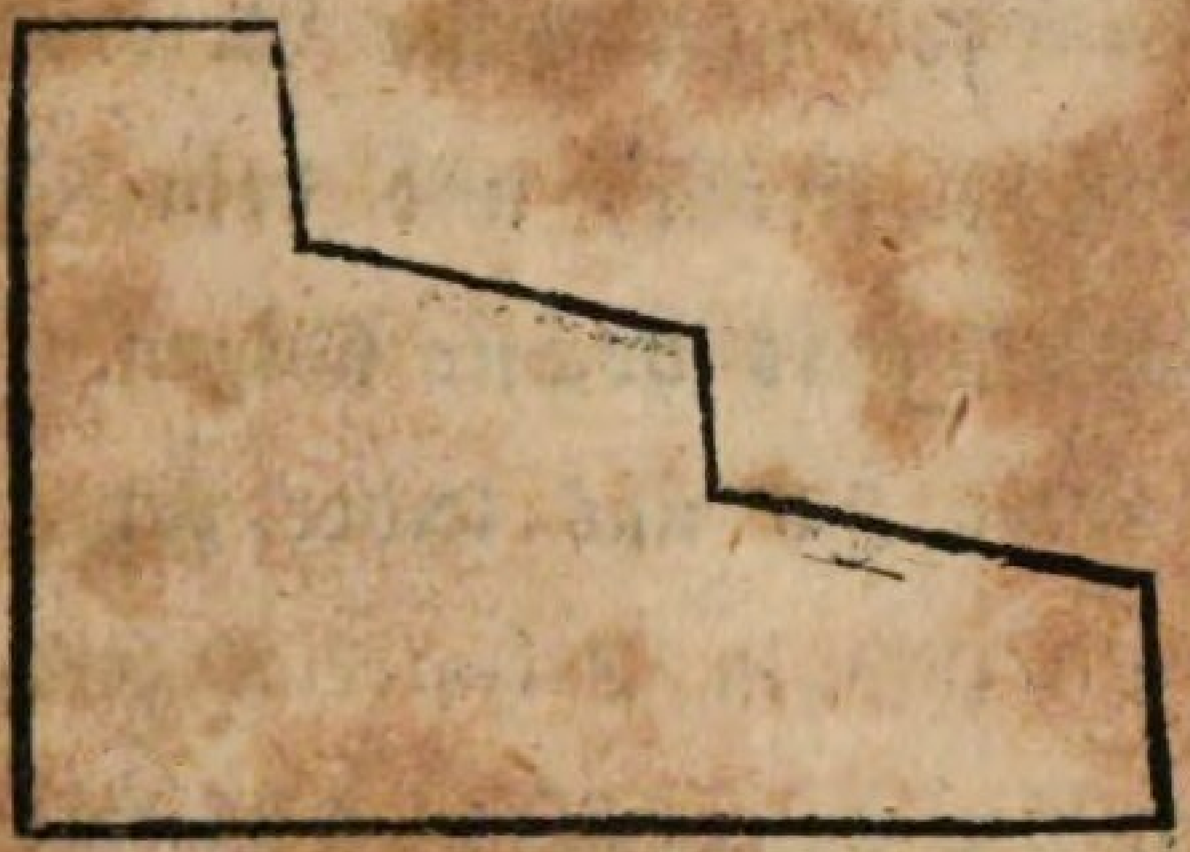
Zwei größere Wallfahrten haben uns mit den Umgebungen Venedigs bekannt gemacht. Gestern Nachmittag fuhren wir bei den Inseln Grazia und St. Helena vorüber, sahen in größerer Entfernung viele andre in muntrer Mannichfaltigkeit zerstreut liegen, und erreichten die südlichste von den drei venetianischen Einfahrten ins Meer, den Hafen von Lido. Obgleich das Wetter so schön und ruhig war,

als sich nur denken läßt, hörten wir dennoch das Rauschen des Meeres jenseits der Landstrecke von Lido, und das Wasser drängte sich in die Lagunen, denn es war Fluthzeit. Die Insel ist von bedeutender Größe, und liegt für diese Gegend hoch über der Meeresfläche; ihre schlechte Benutzung ist also wahrscheinlich eine Folge der neusten Zeitereignisse. Wir stiegen aus und gingen zu Fuße nach dem zum adriatischen Meere gewandten Ufer. Noch immer tönte das Rauschen, und erst als wir einen kleinen Wall hinanstiegen, lag plötzlich die bis dahin verborgene unendliche Wasserfläche vor unsern Augen. Die Wellen kräuselten sich schon in großer Entfernung, bogen dann an irgend einer Stelle über, und weißer Schaum brach hervor. Mit unglaublicher Schnelligkeit verlängerten sich hierauf diese weißen Linien nach beiden Seiten und verloren sich endlich bald näher bald entfernter vom Ufer. Als wir aber Muscheln und andere Andenken aufsuchend, weiter vorgingen, fuhren einzelne Wellen unerwartet weiter ins Land, und benetzten unsre Füße.

Heute ging unsre größere Fahrt bey S. Clemente und S. Spirito vorbei, nach dem Hafen von Malamocco. Anfangs sahen wir die Fischer in den

friedlichen Lagunen Muscheln und Austern suchen; in der Nähe des Meeres aber wuchs die Gewalt des Wassers, bis endlich unser Fahrzeug dergestalt schwankte, daß wir sogleich merkten, das Binnenwasser habe hier ein Ende. Zurückkehrend erreichten wir das Ufer von Palestrina, stiegen aus, und eilten nach dem Hauptziel unsrer Fahrt, den Murazzi, oder großen Mauern. Das Ufer der Landzunge von Palestrina ist niedriger, und den Stürmen weit mehr ausgesetzt, als das von Lido. Ohne Schutzwehr würden es die Meeresfluthen gewiß hinwegreißen, bis Venedig vordringen, und die ganze Stadt ersäufen. Diese Gefahr ist abgewandt durch das Riesenwerk jener Mauern, welche sich vom Hafen von Malamocco bis zum Hafen bei Chioggia längst des ganzen Ufers von Palestrina an acht italiänische Meilen weit, hinstrecken. Auf der innern Seite der Lagunen steigen diese Mauern senkrecht in die Höhe, nach der Meeresseite dagegen zeigen sie drei etwas schräge Abstufungen oder Terrassen. Die oberste Fläche der Mauer ist so breit, daß bequem zwei Menschen neben einander gehn, die niedrigere zweite und dritte Abstufung aber so breit, daß be-

quem zwei Wagen fahren können. Die Durchschnittsansicht wäre also etwa folgende.



Vor der niedrigsten Abstufung liegen weit ins Meer hinein die größten Steine und Felsstücke, um die Gewalt der Wellen schon zu brechen, ehe sie die Mauern erreichen. Diese sind mit unglaublicher Sorgfalt und Festigkeit aufgeführt, der Wellenschlag hat seit Jahrhunderten zwar die Steine etwas ausgehöhlt, den Kitt aber so unverletzt gelassen, daß dieser über den Steinen aus den Fugen hervorsteht. Bedenkst du ferner, daß jeder einzelne Stein zu dieser größten aller Mauern jenseit des Meeres geholt wurde, daß jeder Stein an Umfang Alle übertrifft, die bei Landgebäuden verwandt werden, daß der unerschütterliche Bau in Lagunen und Meeresboden gegründet, und an vielen Stellen von beiden Seiten dem Wellenschlage ausgesetzt ist, daß endlich nicht die gewaltsam gelenkten Kräfte eines

großen Königreichs, sondern freier Wille der Bürger einer einzigen freien Stadt dieß Riesenwerk vollendete; — so muß deine Bewunderung über Venedigs frühere Größe, und dein Schmerz über Venedigs Verfall aufs höchste steigen.

Davon boten sich uns leider sogleich neue Beweise dar, als wir in Palestrina selbst eintraten. Ich rede nicht von dem schlechten Mittagsbrod öliger Fische und anschmeckenden Landweins, sondern von der Schmutzerei, Lauserei und Bettelei des Lumpengesindels von Einwohnern. Es überstieg allen Glauben, und würde selbst in der nähern Beschreibung schon ekelhaft werden. Wir retteten uns vor dem Ungeziefer aller Art in unsern Kahn, fuhren ab und hielten Mittagsruhe. Beim Erwachen genossen wir aber eines unbeschreiblich schönen Anblicks. Unser Kahn und die nächsten Umgebungen waren von einer dunkeln Wolke beschattet, und zur Linken gegen Padua und Vicenza zeigte sich der ferne matterleuchtete Halbkreis des festen Landes. Die Küste von Malamocco und Lido und alle Inseln, und Venedig selbst, lagen dagegen im vollsten Sonnenlichte, ringsum Leben und Thätigkeit und Pracht. Je näher wir der Stadt kamen, desto schöner entwi-

ckelte sich das Einzelne: S. Georgio maggiore, der Pallast des Doge, der Glockenthurm, die Granitsäulen, entstiegen den Fluthen, bis die Landung bei der Piazzetta diesen Zauber nicht zerstörte, sondern das Unglaubliche bewies, Alles sey Wahrheit und Wirklichkeit.

Acht und dreißigster Brief.

Venedig, den 25. September.

Ich suchte heut das Kaffeehaus der Griechen auf, und kam mit einem von ihnen in ein Gespräch, was sich natürlich auf den ehemaligen, jetzigen und künftigen Zustand seines Vaterlandes wendete. Dabei schalt ich nicht wenig auf die Rohheit der Türken, und pries die Zeiten, wo die Russen das Vaterland aller ächten Bildung von diesem Joche befreit haben würden. Er lächelte und schwieg. Als ich aber in ihn drang, sich zu erklären, so fragte er: haben Sie die Türken hier in ihrem Kaffeehause beobachtet? — Allerdings. — Haben Sie auch schon

ein Regiment russischer Landwehr oder Baskiren gesehen? — Ebenfalls. — Und glauben Sie wirklich, daß jene ernsten, schönen, würdevollen Gestalten die ärgsten Barbaren sind, daß dagegen diese uns von ihnen erlösen und in die Zeiten des Perikles zurückführen könnten? Es steht geschrieben: du sollst das Böse nicht austreiben durch das Bösere! — In die Geheimnisse des sogenannten europäischen Gleichgewichts bin ich zwar nicht eingeweiht; aber mir scheints, als müsse es nothwendig das Gleichgewicht verlieren, wenn jener Plan, den mir schon mehre Deutsche mit Begeisterung vortrugen, wirklich zur Ausführung käme. Vielleicht werden auch Sie meine Gleichgültigkeit schelten; ich bin nun aber einmal in dem Punkt ein Ungläubiger, daß ich an keine Befreiung durch fremde Befreier glaube. Freilich könnte unser Zustand äußerlich durch andere Herrn gebessert werden; aber der Schein einer Uebereinstimmung zwischen Griechen und Russen, der sich an einige unbegreifliche Lehrsätze der Kirche anreiht, ist durchaus unbedeutend; es kann nichts innerlich Verschiedeneres gefunden werden, als russische Regierungsweise und griechisches Leben. Ihr Deutschen seid auf eine recht aber-

gläubige, ja alberne Weise bescheiden, und weiset in unbegreiflicher Freude den Russen das angeblich erhabene Werk zu, Pohlen und Griechen auf den Gipfel menschlichen und bürgerlichen Daseyns zu erheben, und am Ende, es kann nicht fehlen, unterwerft ihr euch selbst ehrfurchtsvoll der weisen Leitung derer, welche das neue Staats- und Völkerrecht so menschenfreundlich ausbreiten! — Bedenkt, wenn irgend einem Volke auf Erden, so ist es allein euch möglich, uns zu erziehen, so wie unsre großen Vorfahren euch erzogen haben, und soll ich von außen für Griechenland etwas wünschen und hoffen, so denke ich nicht an das Haus Romanow, sondern an das Haus Habsburg.

Handelsgeschäfte unterbrachen dieß Gespräch, und ich saß darüber in Gedanken vertieft, bis mich das ungeheure Geschrei der Verkäufer von fliegenden Blättern erweckte. Das eine war eine Verordnung der Regierung, um den neu einreißenden Münzverwirrungen ein Ende zu machen; das zweite war ein Gedicht in achtzeiligen Stanzen: der Todeskampf des Ruhmes von Bonaparte, oder sein Rückzug aus Moskau. Ich theile dir zur Probe einige Stanzen mit:

Quell' uom, ch'esser potea del Mondo intero
D' ammirazion, e d'alta stima oggetto,
Se alla mente sublime un cor sincero
E un' alma grande avesse unita in petto,
E alla virtù, non al delitto nero,
Fosse stato rivolto il suo intelletto,
Coprì la fama sua di nube oscura
Per combatter i climi, e la natura.

Vilna e Vitesco a' suoi guerrieri arditi
Ceder dovette ed al suo braccio forte,
E Smolensco non men, dove i feriti
Chiedon gemendo a' vincitor la morte;
Della Moscua il passaggio ad inauditi
Eccessi spinse ogni trionfal coorte,
E si cangiò il sereno in aria fosca,
Quand' Ei sperava un refrigerio a Mosca.

De' secoli la storia a Lui dovea
A riparo insegnar di danni e scorno,
Che fu sempre fatal, se si movea
Il Norte a guerreggiar col Mezzogiorno;
Che la gran Roma, a cui tutto cedea,
Non si mosse a turbar nel lor soggiorno,

Per non cangiar in spine i proprj allori.
Della Zona glacial gli abitatori.

Pur la forza, il valor, la crudeltade
Avrian smentito il tristo vaticinio,
Crollar facendo all presente etade
Del Russo Impero il colossal dominio,
Se di quella vastissima cittade
Non decretava il suo total sterminio
Alessandro con legge assai severa:
Pur che il reo non si salvi, il giusto pera.

Zur Vergleichung schreibe ich dir auch Stellen aus Gedichten ab, die ich in Salzburg kaufte. Die Ueberschrift des ersten lautet:

Napoleon, der eidbrüchige Anführer der Rebellen in Frankreich, Erbfeind der Vernunft, Ritter der goldenen Einbildung, Phantasie-Krämer der Franzosen und Beschützer des wilden Ehrgeizes; dieser gefühllose und abgenutzte Korsikaner hat kurz vor seiner Entweichung von der Insel Elba ein Erdbeben — in seinem Schedel erlitten, worüber er mit der Vernunft in einen heftigen Streit gerieth.

Napoleon.

Noch einen Feldzug will ich wagen,
Dem selbst die Vernunft entspricht,
Ruhm und Ehrsucht thut mich plagen,
Kein Gefangner bleib ich nicht,
Die Insel Elba ist mir zu klein,
Da mag ich nicht länger seyn.

Die Vernunft.

Wage nur nicht allzuviel,
Denn dein Kopf steht auf dem Spiel,
Wenn man dich dießmal erwischt,
Dann helf dir dein Freund Antechrist.

Napoleon.

Ich soll auf dieser Insel sitzen
Wie ein kastritter Wetterhahn —
Ich möcht vor Bosheit Gift ausschwitzen,
Nein dieses geht nicht länger an;
Die Herrn Franzosen sind mir noch gut,
Sie wagen gern vor mich ihr Blut.

In einem Aufruf an die Soldaten des deutschen Bundes steht unter Anderem:

Haut ein ihr baierische Chewollischer,
Schwingt um Maximilians Thron euch her,
Dann wird man ruhmvoll von euch reden,
Es leb der edle Fürst von Wreden.

Frisch auf ihr tapfern Louis-Jäger,
Ihr seyd ja auch noch gute Feger,
Schießt todt Napoleon den Zwerg,
Es leb Prinz Louis von Würtenberg.

In einem Gespräch zwischen dem König von Neapel und dem Kaiser von Oesterreich sagt dieser zuletzt von Napoleon:

Die Russen wollen ihn laxieren,
Und ich geb ihm zum Brechen ein,
Die Britten wollen ihn klistieren,
Und Spanien kocht ihm Kräuterwein,
Und können wir ihn nicht kurrieren,
So muß er doch zuletzt krepiren.

An einer andern Stelle wird Napoleon angeredet:

Du aller schwarzen Thaten Liefrant,
Berliner Thor und Friedrichs Gruft Beräuber,
Gefährlicher Traktaten Unterschreiber.

In Bezug auf die Schlacht bei Waterloo heißt es:

Mit einer Schlacht war er bankrot,
Der stolze große Krieger,
Die Preußen schrieen Schockschwernoth,
Pack dich du Weltbetrüger!
Vivat es leb das preußische Haus,
Wie auch das Haus der Britten!
Nun ist es mit Napoleon aus,
Er ist davon geritten u. s. w.

Im Augenblicke, als ich aus meinem Vorrathe von Centesimen jenes italiänische Gedicht bezahlte, trat ein gering gekleideter Mann zu mir und sagte leise: ein armer Adlicher. Ich erstaunte über diese Anrede, gab ihm indessen eine Kleinigkeit, und er dankte schweigend mit einer Bewegung der Hand und des Kopfes. Gleich darauf näherte sich ein Anderer, und sprach: ein armer Unglücklicher; ich aber, den gewöhnlichen Andrang eines ganzen Heeres von italiänischen Bettlern fürchtend, fragte zweifelnd: warum unglücklich? „Signore," gab er mir zur Antwort, es ist mein Gewerbe unglücklich zu seyn, ich muß davon leben." — Ein übel gewähltes Ge-

werde; erwiederte ich; er aber fuhr fort: „und doch wählen es viele Herren und Damen freiwillig, welche nicht nöthig haben davon zu leben.“ — Wie wahr ist diese Bemerkung des Bettlers! Oder wer kennte nicht Menschen, die ihre Bedeutung zu vermehren, von ihrer innern Tiefe zu überzeugen glauben, wenn sie mit ganz äußerlicher Ziererei traurige Gesichter schneiden? Andere gehn bei ihrem Unglücklichseyn zwar ehrlicher zu Werke, sind aber an sich auf gleich verkehrtem Wege. Sie nehmen das Kleine groß, und natürlich dann auch das Große klein. Gute Aeltern, liebliche Kinder, ein trefflicher Mann, eine liebenswürdige Frau, herzliche Freunde, genügendes Auskommen, ein selbstgewählter Beruf, alle diese Dinge verschwinden ohne Bedeutung, so bald irgend ein Maulwurfshaufen mit Hülfe der so zarten Empfindlichkeit und beweglichen Einbildungskraft in die höchsten Alpen hinaufwächst. Wenn das Essen einmal nicht zur bestimmten Zeit auf dem Tische steht, oder zur unrechten Zeit eine Stube gescheuert wird, oder die Köchin zu lange ausbleibt, oder das Kind in die Stube hofirt, oder wenn ähnliche Weltbegebenheiten eintreten, so heißt es gleich: ich Unglückseliger, oder ich Unglückselige, welch hartes

Loos ward mir vom Schicksale zugeworfen, warum bin ich keiner der auserwählten Glücklichen! — deren Stuben, so müßten jene fortfahren, deren Stuben nicht schmutzig werden, deren Kinder sich nie übel aufführen, u. s. w.

Bei einer dritten Classe von angeblich Unglücklichen scheint der Grund bedeutender; aber in gleichem Maße ist auch der Irrthum, wenn ein solcher dabei obwaltet, gefährlicher. Kein Mensch erreicht auf Erden so viel als er wünscht, ja nicht einmal so viel als er kann; und aus der Idee des Zurückbleibens hinter dem Ideal äußerer Verhältnisse und innerer Ausbildung, entsteht ein ehrenwerther, das Höhere erkennender und dazu antreibender Schmerz. Ja ich behaupte, das tiefste, großartigste Daseyn ist denen nie zu Theil geworden, durch deren Leben sich kein dunkler Strich hindurchzieht, welche sich nicht durch eine erhabene Melancholie von den mit ihrem reinen Wesen scheinbar untrennlich verbundenen Schlacken befreien, und dann für ihre edle Trauer über den Mangel alles Irdischen, einer höhern, freudigen Offenbarung gewürdigt werden. So große Ehrfurcht nun jener zu Gott führende Tiefsinn in mir erweckt, so erbärmlich und verwerflich

erscheint mir die Milzsucht, welche sich gar zu gern für jenen ausgiebt, während sie nicht einmal einen ergötzlichen Bajazzo des Größern abgiebt. Entsteht diese Sinnesart aus körperlichen Gründen, so mag der Arzt sie zu heilen suchen; entsteht sie aus geistiger Schwäche und Mißkennen des ächt Idealischen, so muß sie zurecht gewiesen werden. Wie viele Männer hörte ich über den verlornen Glanz ihrer Jugend klagen, und doch war die falsche Sonne, um die sich Alles drehte, nichts weiter als der Punschnapf. Wie viele Frauen blieben mißvergnügt in würdigen Ehen, weil das Ideal ihrer Jugendhoffnung nicht erreicht ward, und dieses Ideal war so oft ein ausgemachter Windbeutel, vor dem sie der gütige Himmel bewahrte, und dessen Besitz sie selbst in ein schlechtes Besitzthum verwandelt hätte. Diese Unglücklichen zerquälen sich, die Farben eines von Anfang an matten und verzeichneten Bildes aufzufrischen und festzuhalten, die Töne einer ursprünglich leeren Musik unaufhörlich zu wiederholen, und dieser Götzendienst, dieser Aberglaube entzieht ihnen alle Kräfte, ihr eigenes Leben zu begreifen und zu gestalten.

Wer stimmt nicht ein in den Preis der Jugend, aber wahrlich, deren Jugendkraft war nur gering, die da behaupten, nach den Studenten- und Lieutenantsjahren sey das verdrießliche Alter gleich eingebrochen. Nur ursprünglich taube Blüthen können sophistisch über das Unglück klagen, daß sie Früchte ansetzen sollen, und ein wahrhaft tüchtiger Mensch trägt wie der Orangenbaum sogar gleichzeitig Blüthen und Früchte.

Wenn ein schweres Unglück, das jemanden betrifft, oder ein arger Frevel, der an ihm begangen wird, dessen Lebensansicht und Handlungsweise ändert, so ist dieß nicht selten Beweis eines tiefen Gefühls und einer großen Kraft, zu der sich religiöse Ueberzeugung mit ihren untrüglichen Heilkräften gesellen möge; weit öfter aber ist die Weltverachtung, und die nach außen sich wendende allgemeine Gleichgültigkeit, das Zeichen eines in Lastern ausgebrannten, oder ursprünglich leeren, oder in kleinlichen Hoffnungen und Bestrebungen vernüchterten Gemüths.

Neun und dreißigster Brief.

Venedig, den 26. September.

Einen Theil des Vormittags verwandte ich heute nicht ohne glücklichen Erfolg zum Aufsuchen alter und neuer Bücher, und ich kann in der letzten Hinsicht jedem die Buchhandlung Molini Landi empfehlen, an deren Spitze jetzt ein Straßburger, Namens Fuchs, steht, welcher mir durch seine Kenntnisse und seine Dienstfertigkeit sehr nützlich ward.

Nach Tische bestiegen wir den Glockenthurm, dessen gewaltiger Bau, mit Ausnahme der später veränderten Spitze, schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts beendet war. Er mißt 333 Fuß, und besteht eigentlich aus zwei in einander gesetzten Thürmen, zwischen denen man nicht auf Stufen in die Höhe steigt, sondern auf einer schrägen Fläche allmählich und bequem hinaufgeht. Ein Engländer soll sogar hinaufgeritten seyn, und an sich erscheint

dieß allerdings als möglich. Die Aussicht vom Thurme hat keine Gränzen, Padua und die Landufer erblickt man auf einer Seite ganz deutlich, auf der andern aber über jedes Vorland und die großen Mauern hinweg, das adriatische Meer. Venedig, diese ungeheure Steinmasse, liegt zu deinen Füßen. Wie eng jedoch Alles in einander gebaut sey, geht recht deutlich daraus hervor, daß man selbst von dieser gewaltigen Höhe nicht den Boden einer Straße oder die Fläche eines Kanals sehen, und ihre Richtungen verfolgen kann. Eben so wenig zeigen sich Gärten und Baumgruppen, mit Ausnahme des neuen öffentlichen Gartens.

Wir hatten, ungeachtet des Lobes von Seiten unsers Lohnbedienten, bisher keine Lust gezeigt, diesen zu besuchen, aber seine vom Thurme auffallende Lage, und die Masse von Menschen, welche hinauswogte, reizte unsere Neugier. Das schöne Ufer der Sclavonier verfolgend, kamen wir zur Straße des Vicekönigs Eugen. Ein alter, wenig brauchbarer Canal, welcher auf seinen Befehl flach überwölbt ward, bildet nunmehr die breiteste und heiterste Straße Venedigs und den Hauptweg zu jenem Garten. Der Werth aller Häuser in dieser Gegend stieg

sogleich auf das Doppelte. Da wo jetzt der nach dem Plane von Antonio Selva so zweckmäßig als schön angelegte Garten Tausenden von Menschen Genuß und Freude gewährt, standen früher einige Klöster, welche die Franzosen aufhoben und niederrissen. Für Venedig ist jene Straße und dieser Garten ein ganz unschätzbarer Gewinn, und wenn er an Umfang auch mancher Anlage in Gegenden nicht gleich kommt, wo der Boden wohlfeil und zur Hand ist, so fand ich ihn doch weit größer als ich erwartete, und seine Lage ist einzig in der Welt. An dem östlichsten Ende Venedigs streckt er seine Spitze weit in die Lagunen hinein, und zeigt nach einer Seite die ganze Stadt, das Ufer der Sclavonier, den Eingang in den großen Kanal, die Giudecca, Maria della salute und S. Giorgio maggiore, nach der andern alle Inseln, bis nach Lido und bis zum Meere. Aus dem ungemein zahlreichen Besuch des Gartens geht hervor, daß die Venetianer ihm und seinem Urheber alles Recht widerfahren lassen: so etwas wollte und konnte ein Vicekönig noch durchsetzen, ein bloßer Beamter will es nicht und kann es nicht.

Die venetianische schöne Welt ging hier an uns vorüber: ihre Kleidung ohne besondere Auszeichnung, jedoch etwas zu bunt, der Kopf in der Regel unbedeckt, die schwarzen, mehr nach hinten gewandten Haare in mehren Locken bis in den Nacken hinabhängend. Gebogene und bedeutende Nasen, und schwarze und feurige Augen verdienen großes Lob, dagegen waren die Farben in der Regel matt und gelb und die Gestalten selten in gehörigem Ebenmaße, sondern öfter zu dick oder zu mager. Der Ausdruck des Ganzen erschien bei aller Lebhaftigkeit doch mehr stolz und kalt abweisend, als theilnehmend, gutmüthig und fröhlich. Nur zwei weibliche Gestalten auf einem Balcone am Ufer der Sclavonier, deren dunkelbraunen Haare mit Perlen und glühendrothen Shawls durchwunden waren, setzten uns durch ihre tadellose Schönheit in Erstaunen.

Auf dem Rückwege besuchten wir mit gespannter Erwartung die Kirche della pietà, um die bekannten Singübungen anzuhören. Anfangs war viel Geräusch, man klappte nach alter Weise störend bei der Anführung des Orchesters, und die Musik hatte weder einen bestimmten weltlichen noch geistlichen Charakter. Aber eine treffliche Altstimme er-

weckte bald unsre Aufmerksamkeit, und bewies von Neuem, daß die italiänischen Mädchen keineswegs, einer thörigten Eitelkeit halber, ohne Ausnahmen Diskant singen wollen, und sich nutzlos abquälen, in der Höhe einen schlechten unsichern Ton zu gewinnen, während sie in der Tiefe drei bis vier gute Töne verlieren. Nach jenem großartigen Alte begann ein Diskant, der bei aller Gewandtheit doch an Kraft sehr zurückzustehn schien; plötzlich aber erklangen so unbeschreiblich milde und liebliche Flöten- und Nachtigallentöne, in einer fast unglaublichen Höhe, daß ich erst allmählig recht überzeugt ward, es sey dieselbe Menschenstimme. Wie gesagt, niemals habe ich etwas von einer solchen bezaubernden Milde und in einer solchen Höhe gehört, wogegen die oft gepriesenen obern Töne von mancher Sängerin wie ein rauhes Hackebret klingen würden. Nur diese eine Anstalt hat sich in Venedig erhalten; alle Andern sind mit der Einverleibung in größere Staaten zu Grunde gegangen. Der bisweilen schon angeregte Vergleich mit der Berliner Singakademie ist nicht sehr passend: hier, in Venedig, fehlt die Instrumentalbegleitung nie, dort erscheint sie als Ausnahme; hier dirigirt ein Mädchen, dort Zelter,

(der eher alles Vortreffliche auf Erden, denn ein Mädchen ist.) Hier fehlen die Männer für Tenor und Baß, daß also nicht einmal von vierstimmigen Sachen die Rede seyn kann, wogegen die Mädchen selbst den Contrebaß, das Fagott und die Pauken bedienen.

Vierzigster Brief.

Venedig, den 26. September.

Wenn ich dir im Einzelnen alle die Gemälde und Kunstschätze beschreiben sollte, welche hier vor meinen Augen vorübergingen, so würde ich kein Ende finden, und doch gewiß nichts Befriedigendes liefern. Keine Kirche, kein Palast ist ganz ohne alle Kunstwerke, und viele Familien besitzen bewundernswerthe Sachen. So stehen sehr schön und wohl geordnete Alterthümer und Gemälde im Palaste Grimani. Bei den Pisani findest du eines der trefflichsten und frischesten Gemälde von Paul Veronese, Alexander und die Familie des Darius; die

Barberini sind besonders reich an Titianen, und im Palaste Manfredi wirst du die älteren Gemälde von Cimabue, Giotto, Mantegna, Carotto, Nicolo Veneto, Bernardino Licinio, theils ihres geschichtlichen, theils ihres innern Werthes halber, mit großer Aufmerksamkeit betrachten, und an zweien heiligen Familien von Perugino und Giovanni di Udine dich kaum satt sehen können.

Ganz unübersehbar ist endlich die Masse der Gemälde in den öffentlichen Gebäuden, im Palaste des Doge, in den Prokuratien u. s. w. Jene beziehen sich größtentheils auf die Geschichte und Größe Venedigs, obgleich die Wahrheit einiger Thatsachen, z. B. der Sieg der Venetianer über Otto, den Sohn Friedrichs I, keineswegs vollständig erwiesen ist. In dem ehemaligen Bibliotheksaale befinden sich ein und zwanzig Deckengemälde von sieben großen Meistern, unter denen Paul Veroneso den Preis davon getragen hat. Und in der That gehören dessen drei Bilder, besonders die Darstellung der Musik, zu dem Trefflichsten, was aus der venetianischen Schule auf uns gekommen ist. Ehe wir diesen Saal erreichten, besahen wir die, nach heutiger Weise, sehr zierlichen und geschmackvollen Einrichtungen im

Palaste des Vicekönigs; aber wie kleinlich und erbärmlich erschien dieß Alles gegen jene alte Pracht und Kunstgröße! In dem Saale, wo die ein und zwanzig Deckengemälde sind, stand sonst die Marcusbibliothek, jetzt ist sie in den Palast des Doge gebracht, und man war beschäftigt, die kahlen Wände neu zu verzieren; aber wie schlecht wird sich das seidene Zeug, oder der Gypsmarmor ausnehmen! In ganz Europa sind jetzt keine Künstler aufzutreiben, welche die Wände so veredeln könnten, daß sie sich neben jener Decke sehen lassen dürften.

Ich weiß wohl, welche Menge von Gründen für den Verfall der Kunst aufgezählt worden sind, und wie Manche sich beruhigen, sobald sie die unbedingte Nothwendigkeit bewiesen haben, sie solle und müsse sinken; aber solche Beweise a priori haben für mich gar keine Bedeutung. Wer hätte im Jahre 1500 wohl beweisen können, die Kunst müsse sich binnen vierzig Jahren auf eine nie gesehene Höhe heben, wer konnte ihre so schnelle Ausartung, wer die Schule der Caracci, wer die Einwirkung von Winkelmann und Mengs voraussehen? Desto öfter und unwillkührlich ist mir in Venedig ein Grund des Sinkens und Ausartens der Kunst eingefallen, der

freilich so gemein und unhöflich klingt, daß man ihn gewiß aus der guten Gesellschaft der neuen Künstler herausweiset. Ich behaupte nämlich, eben diese unsere neuen Künstler sind zu faul, und schon aus diesem einen Grunde lernen und vollbringen sie weniger, als jene alten großen Männer. Freilich macht Uebung nicht allein den Meister, aber so ganz sollte dieses Sprichwort doch nicht bei Seite gesetzt werden. Ich rede keineswegs von einem Luca fa presto und andern Geschwindmalern, sondern von Titian, Paul Veronese, Raphael, Correggio, von den allergrößten und vollendetsten Künstlern. Welche Menge von Gemälden haben sie nicht hinterlassen! und wenn sie auch hin und wieder in ihren Schülern Hülfe fanden, so leidet es doch keinen Zweifel, daß sie ganz in ihrer Kunst lebten und das Malen ihr Leben, und ihr Leben das Malen war. Darin hat sich viel, und nicht zum Vortheil geändert. Einige unserer jungen Künstler meinen mit gewissen höchst trockenen und ledernen allgemeinen Sätzen, von regelmäßiger Vertheilung, pyramidalischer Stellung, symbolischer Andeutung, mystischer Beziehung, und dergleichen, könne man sogleich das Höchste aus dem Reiche der Ideen

in die sichtbare Welt hinabbeschwören; aber mit dem philosophischen Wirrwarr verderben sie Auge und Hand. Andere dagegen gehen auf weniger unbequemen Pfaden, und stürzen sich ins Leben, um ihr Leben und ihre Phantasie frisch zu erhalten; aber die wilde Masse zieht sie zu Boden, und ihre Phantasie wird verunreinigt. Noch Andere sind vom Teufel der Eitelkeit besessen, und wollen einen ganzen Sack voll Genialitäten in den sogenannten gebildeten Gesellschaften an den Mann bringen: spielen, singen, musiciren, Verse machen, Räthsel aufgeben, Tänze einlernen, Maskeraden anordnen, und ähnliche Mittel zu einer Grundbildung beschäftigen sie so, daß sie gar nicht bis ans Malen kommen. Das sind offenbar die Schlechtesten, und das stille Heiligthum jener großen, ihrer Kunst mit Herz, Hand und Sinn unablässig treu ergebnen Künstler wird ihnen nie aufgethan werden.

Auch die Regierungen thun zu wenig für die Kunst. Zwar können sie keineswegs durch ihre Einwirkung unmittelbar große Künstler erzeugen; wohl aber können sie durch steten Ankauf des Bessern ermuntern, und die äußern Mittel darbieten, welche zu einer vollkommenen künstlerischen Ausbildung nö-

thig sind. Selbst das größte Talent geht zu Grunde, oder bleibt auf halbem Wege stehen, wenn es die Meisterwerke der alten und neuen Zeit nicht zu sehen bekommt, wenn der Hunger zwingt, Stuben und Ladenthüren zu malen, statt Helden und Heiligengeschichten. Jene großen Meister der venetianischen Schule sind freilich nicht entstanden, weil die Regierung so viel malen ließ; aber wenn die Regierung nicht Hunderte von Gemälden zur Verewigung der denkwürdigsten kirchlichen und weltlichen Thaten bestellt und bezahlt hätte, wären auch gewiß nicht so viel Kunstschätze hervorgegangen. An Platz für Gemälde fehlts nun nicht in unsern öffentlichen Gebäuden, auch nicht an Thaten, die des Malens würdig wären; also denke die Regierung bald und ernstlich an eine künstlerische Verherrlichung und Verewigung; sie stecke den Malern, Bildhauern und Baumeistern ein schönes Ziel vor, wähle das Gelungene, und belohne es so, daß der Eifer fortzuschreiten unter jenen immer lebendiger, und die künstlerische Theilnahme und Einsicht unter dem Volke immer größer und allgemeiner werde.

Ein und vierzigster Brief.

Venedig, den 27. September.

Heute fuhren wir nach Murano, fanden uns aber in der Hoffnung getäuscht, große Spiegel gießen zu sehen; denn diese werden jetzt nur auf ausdrückliche Bestellung gemacht. Dagegen ergötzte uns das Geschick und die Schnelligkeit, mit welcher man Glasblumen, Verzierungen zu Kronleuchtern u. s. w. bildete, und Massen in allen Farben bis zur Dünne von Haarröhrchen zog, um daraus die Glasperlen und Glaskorallen zu fertigen. Sehr willkommen endlich war mirs, Venedig nun auch von dieser Seite genauer kennen zu lernen; aber auf jeden Fall bleibt der Marcusplatz und die Aussicht von der Piazzetta ins Meer, und vom Meere zur Piazzetta das Herrlichste und Größte.

Der Markusplatz bildet ein längliches, nicht ganz regelmäßiges Viereck, dessen beide größere Seiten durch die alten und neuen Prokuratien gefüllt

werden; von denen jedoch die letzten nach Sansovinos Angabe den Vorzug verdienen, obgleich beides großartige und sehr eigenthümliche Gebäude sind. Die Bogengänge unter ihnen sind mit Kaufläden und noch mehr mit Kaffeehäusern besetzt, aber die vielen Casinos des Adels in den obern Stockwerken gingen während der unglücklichen Zeiten ein, und nur eines der Kaufleute hat sich erhalten, oder gebildet. An der dritten längern Seite des Platzes stand sonst die während der Revolution zerstörte Kirche S. Geminiano, jetzt ist der Raum durch die Franzosen auf ähnliche Weise mit einem schönen auf Säulen und Bogengängen ruhenden Gebäude ausgefüllt, wo unter mehren Bildsäulen auch die Napoleons angebracht war. Man hat nicht allein diese, sondern auch eine zweite auf der Piazzetta sogleich weggebrochen: — wäre Cäsar so eilig gewesen, so hätte er wenigstens nicht am Fuße der Bildsäule seines Schwiegersohnes Pompejus zu Schaden kommen können.

Die Marcuskirche bildet die vierte Seite des Marcusplatzes, welche zugleich der Anfang der linken Seite von der Piazzetta ist, die sich in einem rechten Winkel an jenen Platz anschließt. Neben

der Kirche steht der Palast des Doge, und diesem gegenüber die ehemalige Bibliothek. Ueber die Größe, die Eigenthümlichkeit und Mannichfaltigkeit jenes Palastes, über die Wirkung der beiden herrlichen Granitsäulen am Rande der Piazzetta, möchte ich immer noch mehr sagen; betrachte aber lieber einige Kupferstiche, das wird dir ein anschaulicheres Bild geben als alle Worte. Für diesen Fall mache ich dich noch auf die sogenannten Gefängnisse aufmerksam, ein Gebäude, welches am Ufer der Sclavonier steht, und von dem Palaste des Doge nur durch einen Kanal getrennt ist. Im Vergleich mit diesem Palaste ist es der Größe nach nur ein Zwerg, aber die Schönheit und Reinheit der Verhältnisse, machen einen so erfreulichen, heitern, beruhigenden und künstlerischen Eindruck, daß es in meinen Augen zu den Meisterwerken der Baukunst gehört.

Nicht minder sehenswerth bleibt das Arsenal, auf dessen Riesengröße du schließen kannst, wenn ich dir sage, daß allein zur Anfertigung des Tauwerkes ein Saal erbaut ist, der 910 venetianische Fuß in die Länge mißt, und auf 92 Säulen ruht. Vier große, im siebzehnten Jahrhundert in Attika

erbeutete Löwen aus Marmor, liegen vor dem Landeingange, und so viel auch die Franzosen früher mitnahmen, es sind noch sehr viele und merkwürdige Denkmahle des Alterthums an Waffen, Rüstungen, und dergleichen vorhanden. Mit zuvorkommender Güte ließ uns der würdige General Chasteler durch einen seiner Adjutanten, unsern Landsmann Dähne, überall umherführen, und so bestiegen wir auch ein Linienschiff von 74 Kanonen, welches binnen Kurzem seine erste Reise antreten sollte. Welch ungeheurer Bau, wie stolz erhebt er sich über die ruhige Wasserfläche; und dennoch wie hülflos und ohnmächtig erscheint er auf dem sturmbewegten Meere. Nirgends hat man die Raumersparung und Benutzung so weit getrieben als auf einem solchen Schiffe; aber nirgends springt auch die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der höchsten Ordnung so sehr in die Augen.

Dankbar erinnere ich mich mancher Belehrung, die der General Chasteler mir zukommen ließ; laut darf ich wiederholen, daß er die Einigkeit Oesterreichs und Preußens, und die Erhaltung eines deutschen Bundesvereins mehrer Staaten, als das nothwendigste und höchste Ziel deutscheuropäischer Poli=

tik aufstellte. Freilich daran kann, daran soll Keiner mehr zweifeln, dem Gott fünf gesunde Sinne gegeben hat; aber es scheint bisweilen, als sey Manchem diese Gabe abhanden gekommen.

Zwei und vierzigster Brief.

Venedig, den 27. September.

Selbst die größten Gegner der Franzosen müssen, in Hinsicht mancher Gegenstände, ihren Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es wurden die Landstraßen in den vortrefflichsten Stand gesetzt, Venedig aus der schmutzigsten in die reinlichste Stadt verwandelt, den Münzverwirrungen, welche unzählige Betrügereien veranlaßten, ein Ende gemacht, die Polizei und Rechtspflege gebessert, und alle Banditen mit löblicher Strenge vertilgt. Die niedrige Classe des Volks gewann, indem man sie mehr begünstigte und mehr beschäftigte als sonst; denn von der erstaunenswürdigen Thätigkeit der Franzosen wußten selbst die österreichischen Beamten

nicht genug zu rühmen: sie legten Festungswerke an, erbauten Magazine, gründeten Wachtthürme, reinigten die vernachlässigten und verschlemmten Kanäle, und arbeiteten besonders mit rastloser Anstrengung an der Herstellung einer Seemacht. — Aber die Mittel zu dem Allen wurden freilich nicht auf ruhigem gewöhnlichen Wege gesucht und gefunden, sondern Unzähliges ging zu Grunde, um jenes neu erschaffen zu können.

Bei uns hauseten die Franzosen doch lang und arg genug, und Keiner ist ohne Verlust davon gekommen; aber von einem so allgemeinen, so schnellen, so ungeheuren Umsturz des Vermögens können wir uns kaum einen Begriff machen. Mehre Hundert von den Edlen sind völlig zu Grunde gegangen, und ein Mitglied der Familie Pisani, welcher der königliche Palast in Stra gehörte, welche den Kaiser Joseph kaiserlich bewirthete, nimmt jetzt wöchentlich drei Lire Almosen von einem österreichischen General. So betteln Viele buchstäblich, um ihr Leben zu fristen. Nicht selten waren sie schon vor dem Untergange Venedigs schlechte Wirthe, und nun kündigten ihnen die Franzosen sogleich alle Gelder, welche sie früher von der Geistlichkeit geliehen hat-

ten. Fand die Zahlung nicht zur bestimmten Stunde Statt, so wurde ihnen Haus und Hof ohne Verzug in den ungünstigsten Augenblicken angeschlagen, und um jeden Preis verkauft. Andere, welche ursprünglich in besseren Verhältnissen lebten, wollten sich nicht einschränken; Alle endlich, bei denen man Geld vermuthete, mußten ungeheuer viel steuern und anleihen, und so konnten sich natürlich nur sehr Wenige vom allgemeinen Untergange retten. Durch Aemter und Würden hätte sich Mancher gern ernährt, aber die Meisten waren unwissend und unbrauchbar, weßhalb die Franzosen nothgedrungen Mailänder berufen und einsetzen mußten.

Daß eine Herstellung Venedigs in der alten Form weder räthlich noch möglich sey, behaupten nicht nur die Oesterreicher, sondern sehr würdige Venetianer; aber giebt es denn kein Drittes, außer dem unbedingten Herstellen des Alten, und dem Einverleiben und Erobern? Wahrlich wenn die großen Mächte nur den hundertsten Theil von den Kräften und Mitteln zur Erneuung und Herstellung von Pohlen und Venedig verwandt hätten, die sie zum Schwächen und Vernichten in Bewegung setzten; diese Auferstehung der Todten hätte nicht zu

den Wundern gehört, sondern wäre die natürlichste und nothwendigste Erscheinung gewesen. Der Mangel einer mit Erbrechten versehenen Familie, ist bei den Staaten gewiß sehr nachtheilig geworden, und zeigt einen bisher übersehenen Vorzug monarchischer Einrichtungen.

Als die Oesterreicher bei der neuesten Besetzung Venedigs Befreiung vom Kriegsdienste zusicherten, war man sehr erfreut; als aber bald nachher eine zweite ihn verändert herstellende Verordnung über die erste angeschlagen ward, riß das Volk diese an vielen Orten ab, damit jene wieder zum Vorschein kam. Es ist gewiß ein grundverkehrter und von keiner Regierung zu bewilligender Wunsch, daß die edle Pflicht der Vaterlandsvertheidigung für gewisse Classen von Unterthanen, oder gewisse Abtheilungen des Reiches aufgehoben werde; daß aber die Venetianer vom Krigsdienste in den letzten zwanzig Jahren eine ungünstige Ansicht bekamen, wird wohl jeder natürlich finden. Die Sehnsucht nach der alten Regierung spricht sich in allen Ständen laut aus; auf die Frage über den Vorzug der Oesterreicher und Franzosen antwortet man nichts als S.

Marco! und der Haß gegen alle Ausländer scheint sich in den Italiänern immer mehr zu befestigen.

Darauf rechnend und mit einem stärkern Heere als die Oesterreicher versehen, begann Murat den Krieg, und diese geben zu, daß, wenn ihn die heldenmüthige Tapferkeit ihres Heeres nicht am Po aufgehalten hätte, ein allgemeiner, sie in die höchste Gefahr setzender Aufstand im ganzen nördlichen Italien ausgebrochen wäre. Gewiß ist also der jetzige Zustand Italiens keineswegs ein ruhiger und natürlicher; und da bald diese bald jene äußere Uebermacht das ungestörte Aussprechen und Vollführen der Wünsche und Hoffnungen verhinderte, so bildet sich im Stillen Partei gegen Partei, und nicht bloß politischer, sondern auch religiöser Art. Die Carbonari, die Jesuiten und die Freimaurer sind gleich thätig, und suchen in ganz verschiedenen Richtungen Raum und Bedeutung zu gewinnen.

Jene ersten finden den Mittelpunkt ihrer Gesinnungen in dem gerechten Wunsche, daß keine fremde Macht in Italien herrsche, und möchten bei aller Mangelhaftigkeit und Untauglichkeit gesellschaftlicher Formen doch dadurch wichtig werden, daß unzählige, die äußerlich nicht zu ihnen gehören, gleich-

wohl im Innern ihre Ansichten theilen; etwa so wie bei uns jeder in den Wunsch gewisser Verbündeten einstimmte, die Franzosen zu verjagen, wenn er auch viele Gesetze, Formen und Mittel des Bundes theils grundschädlich, theils albern finden konnte. Wie viel glücklicher aber sind wir Preußen. Nachdem der erhabene Zweck durch unendlich größere und allgemeinere Mittel erreicht war, fiel jenes Nothwerk in sich selbst zusammen, und innig und freudig entwickelt jeder seine Kräfte, und denkt und spricht und handelt wieder wie ein freier Mensch. Allerdings schreien nicht Alle unisono, als wäre die Peitsche noch über sie geschwungen, freilich erklingt der vielstimmige Hymnus des Volkes nicht wie das Leierstück einer mechanischen Drehorgel; aber welcher Unsinn, wenn man lebendige Menschen in zinnerne Pfeifen verwandeln wollte, damit sie bei ihren Singübungen nicht, wie wohl geschieht, einen falschen Ton hören ließen. Läugnen will ich jedoch nicht, daß der laut und nachdrücklich ausgesprochene Haß gegen die Franzosen, bei manchem Sprecher und Schreiber, einen Schein von innerer Kraft erzeugte, die jetzt bei veränderten Verhältnissen abnimmt oder verschwindet. Damals lag der Wunsch und Zweck

so nahe, so unzweifelhaft vor Augen; jetzt aber nachdem der fremde Unrath hinweggeschafft, und vom Gründen und Erhalten und Bauen die Rede ist, da kommen neben wenigen tüchtigen Vorschlägen auch die gewaltsamsten, wie die schwächlichsten und abgeschmacktesten zum Vorschein, und es bewährt sich, daß ein wahrhaft heilsamer Plan zu großen Einrichtungen im Staate nur aus der tiefsten Einsicht entspringen kann, welche kaum alle hundert Jahre irgend ein Mensch besitzt. Dieß glaubt aber niemand, sondern so wie jeder behauptet, er könne gründlich Verse beurtheilen, weil er sie las, Kinder trefflich erziehen, weil er sie zeugte; so bildet sich auch jeder ein, er habe ein vollgültiges Urtheil über Staatsangelegenheiten, weil er im Staate lebt. Man muß dem Himmel danken, wenn die Regierung nicht zu eilig auf alle diese vorgeschlagenen Veränderungen eingeht, und sich dadurch in die Gefahr stürzt, das Geänderte immer wieder zu ändern: ob ich gleich damit keineswegs die unbedingte Trefflichkeit alles Alten und Bestehenden ausgesprochen haben will.

Mit dem Falle Napoleons sind viele des Zielpunktes ihrer mehrjährigen Gedanken verlustig ge-

gangen, und wissen desorientirt nun nicht, wo sie sich niederlassen, oder von wo aus sie einen neuen Lauf beginnen sollen. Einigen von den ehemaligen Demokraten klingen, ohne daß sie dessen selbst recht bewußt werden, die Menschenrechte in französischer Fassung und Begründung wieder vor den Ohren; einige Schwächliche von Adel hoffen auf Herstellung der Loskaufs- und Abzugs-Gelder, während andere Kräftigere wohl schon wieder an das jus primae noctis denken. Manche Beamte sind endlich von einem Posten zum andern hinaufgerückt, und dadurch so überköniglich geworden, daß der berüchtigte Satz: tel est mon plaisir, als Grundlage, zwar nicht ihres Sprechens, wohl aber ihres Handelns erscheint. Justi und Philippi, Brenkenhof und Beckmann, Krünitz und Thaer, Soden und Schmalz, Fichte und Burke, der alte und der neue Adam, der Talmud und die augsburgische Confession, werden hervorgesucht, und so wie man die Landwehrmänner, ohne Rücksicht auf Leibeslänge aushebt, als Geisteswehrmänner ohne Rücksicht auf Geistesgröße in Reih und Glied nebeneinander gestellt.

Aber nochmals, wir sind glücklich im Vergleich mit den Italiänern, welche nur italiänisch seyn

wollten. Wenn durch unsere Schuld und fremden Frevel Deutschland jemals dahin käme, nur ein zwischen Frankreich und Rußland hin und hergeworfener Spielball zu seyn, — wer schaudert nicht bei dem Gedanken, und nun seht hin nach Italien!

Ueber Italien hinaus nach der ganzen Christenheit strecken die Jesuiten ihre wieder frei gewordenen Hände. Man hat sie im achtzehnten Jahrhundert rechtswidrig, gewaltsam, frevelhaft behandelt; sie büßten die Vergehn ihrer Vorgänger, und wiederum sind die ungerechten Richter nicht ungestraft geblieben. Wenn ich aber auch alles Nützliche, was sie thaten, in vollem Werthe anerkenne, wenn ich ihre rastlose Thätigkeit, ihre unerreichte Gewandtheit und Konsequenz bewundere, bleiben doch unabweisbare Grundübel stehen: der unbedingte, alle Persönlichkeit aufhebende Gehorsam, die Wirksamkeit für unbekannte Zwecke, auf unbekannten Wegen, und durch unbekannte Obern, endlich das Festhalten des Ziels mit vernachlässigter Würdigung der Mittel. Ich kann mir wohl denken, daß eine Ordensverbindung für die Macht des Papstes selbst jetzo sehr wirksam werden könnte; aber einen Hebel des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts unver-

ändert, mit allen Mängeln und Schlechtigkeiten erneuern, und als Bildungsmittel für das neunzehnte Jahrhundert hinstellen, zeigt von beschränkter Einsicht, oder von bösem Willen, oder von beiden zugleich. Wie kann die alte Lehre der Unfehlbarkeit mit der Aufhebungs- und Herstellungs-Bulle der Jesuiten in Uebereinstimmung gebracht, und in unsern Tagen das Wohl und die Größe des römischen Stuhls von einer schlechthin unbeschränkten, nebenbei noch im Geheim wirkenden, Kirchenregierung abhängig gedacht werden!

Im Vergleich mit dem grosartigen, tiefsinnigen Institute der Jesuiten scheint die Gesellschaft der Freimaurer nicht bloß schuldlos, sondern auch unbedeutend; aber es wäre irrig, nach diesem oberflächlichen Scheine ein allgemeines Urtheil zu fällen. Wenn der Haupttadel für jenen Orden in dem bestimmt ausgesprochenen, rücksichtslos verfolgten Zwecke liegt, so könnte man hier das Entgegengesetzte vorzugsweise rügen: nämlich Leichtigkeit, mit dieser Form jeden Zweck zu verbinden. Eine geheime Gesellschaft, die außerhalb des Staats und der Kirche steht, ist allemal eine Krankheit, oder ein Krankheitsstoff, welcher zwar eine Zeit-

lang gebunden, dann aber plötzlich frei und gefährlich werden kann. Man entgegnet: die Regierung kennt alle Einrichtungen und Zwecke der Freimaurer: aber ein solches Darlegen der unschuldigen Gegenwart giebt keine Bürgschaft für die Zukunft, und in dem Maße als die Glieder der Gesellschaft tüchtig sind, müssen sie, die Leerheit verabscheuend, nach einem größern Zweck suchen; und da ist es Thatsache, daß die Häupter, deren Einfluß leichter anwächst, als man glaubt, sich dieser geheimen Gesellschaft nicht selten zu großem Verderben des Staats und der Kirche bedient haben. Es ist Thatsache, daß die Freimaurer in Frankreich zum Umsturze der Regierung beitrugen, daß in Venedig einzelne Frevler Herrn der Loge wurden und die Schwachen und Verführten zu ihren Nichtswürdigkeiten mißbrauchten. Zehn Jahre früher waren die Freimaurer vielleicht in beiden Ländern so unschuldig, als jetzt bei uns; aber wer kann den Proteus einer solchen geheimen und geschlossenen Gesellschaft binden und beherrschen? Ihr Zweck muß mit Staat, oder Wissenschaft, oder Kirche in Verbindung stehn, oder er läuft auf Lappalien hinaus, und diese wie jener sind offenkundig besser zu erreichen, als im

Geheim. Daß in den Logen ein ächt aristokratisches Zusammentreten aller Vortrefflichsten im Lande sey, wird keiner behaupten; vielmehr giebt es der schwachen Brüder viele, und das Weltbürgerliche, was bei den Formen unvermeidlich ist, muß in manchen Verhältnissen nachtheilig wirken. Es kann dieß Weltbürgerliche seine gesunde Wurzel nur in der Religion und der Kirche finden.

Wir bedürfen einer erhabenern Gemeinschaft der Heiligen, als sie je durch Jesuiten und Freimaurer dargeboten werden kann. Gar sonderbar zeigt sich aber hier die ernsthafte Verehrung einer selbstgemachten Mystik, neben dem Verwerfen der so tief begründeten christlichen Mystik; gar sonderbar suchen selbst junge Theologen hier den Stein der Weisen und den Garten ihrer Wirksamkeit! Alle Geheimnißkrämerei ist kleinlich, wenn nichts dahinter ist, und frevelhaft, wenn sehr viel dahinter ist. Das christliche Evangelium ward allem Volke offenbart, und auf genaue Erforschung folgt ein freies Bekenntniß. Wer etwas Größeres hat und weiß, der thue deßgleichen, und werbe nicht die Neugierigen, und beginne nicht mit Eiden, welche in dieser Art keineswegs zu rechtfertigen sind. Wenn ein Einzel-

ner oder eine Gesellschaft auf der Höhe der Zeit, oder gar über der Zeit steht, so wird und muß er naturgemäß in die Welt eingreifen, lehren und handeln, Zeichen und Wunder thun; wenn aber statt dessen nur wunderliche Zeichen in die Welt hineingucken, so bedeckt ein veraltetes Gehäuse einen schwachen Geist, dem ein stilles Begräbniß, oder eine Auferstehung mit durchaus verändertem Geiste und Leibe zu wünschen ist.

Drei und vierzigster Brief.

Venedig, den 28. September.

Wenn ein Staat so schnell und furchtbar durch äußere Gewalt und innere Parteiung zu Grunde geht, wie Venedig, so müssen auch die Familienverhältnisse oft zerrissen, Lebenshoffnungen zerstört, Tugenden verkannt und Laster erhöht werden. Dieß beweiset folgende Geschichte, welche ich dir mit den Worten einer edlen Donna erzähle, die ich näher kennen lernte, und durch meine Theilnahme für

ihr Vaterland, zu einer offenen Mittheilung veranlaßte.

Mein Vater, erzählte sie, war einer der angesehensten Edlen Venedigs, ein Mann von großem Ernste und musterhaftem Wandel. Seine Kenntniß der venetianischen Geschichte und lange Uebung in Geschäften, erhoben ihn mehre Jahre hindurch über alle seine Nebenbuhler; als aber die Zeiten der Revolution heranrückten, genügte er weder sich noch Andern. Die zu Neuerungen Geneigten und in der Weisheit der letzten Tage Befangenen, schalten ihn langsam, pedantisch, beschränkt und hemmend; und er selbst fühlte bei dem festen Beschlusse, nicht einen Finger breit von den Gesetzen abzuweichen, daß diese Gesetze den herannahenden Sturm nicht mehr beschwören konnten, und jede Aenderung wiederum die Gefahr gänzlicher Zerstörung herbeiführte. Diese unglücklichen Verhältnisse minderten nicht seine Kraft und seine Thätigkeit, aber sie machten ihn noch ernster, stiller, und nahmen ihm die freudige Hoffnung, daß die Anstrengungen der Edlen auch hienieden schon ihren Lohn finden und dauernd einwirken.

Meine Mutter ward im Sinn und Wandel durch meinen Vater aufrecht erhalten, so daß sie zu

den nicht zahlreichen tadellosen Hausfrauen Venedigs gehörte. Dieß erscheint als ein doppeltes Verdienst, da sie außerordentlich schön war, und wohl schwerlich die Größe ihres Mannes jemals ganz erkannt und geehrt hatte. Von drei Söhnen war der älteste der Liebling meines Vaters, und Franzesco verehrte wiederum seiner Seits jenen auf eine fast mehr als kindliche Weise. Ihre Charaktere schienen große Aehnlichkeit zu haben: Franzesco zeigte sich für seine Jahre ernst und fest, in seinen Sachen hielt er die größte Ordnung, gehorsamte dem Vater aufs Wort, litt aber von Unberechtigten auch nicht die geringste Beschränkung, sondern that, ohne ihnen gerade zu widersprechen, was ihm Recht dünkte. Selten brach die Fülle seines Innern hervor, dann aber mit der größten rücksichtslosen Gewalt, und nichts konnte ihn zur Besinnung bringen und beruhigen, als des Vaters bedenkliche Frage: hast du auch Recht? Ganz das Gegentheil von dem Allen war mein zweiter Bruder Henrico: laut und lärmend und Alles durcheinanderwerfend, bald Jedem, bald Keinem gehorsam und leicht zu flüchtiger Begeisterung aufgeregt. Mein Vater nahm an dem Allen schweren Anstoß, und weissagte Uebeles für

die Zukunft; wogegen meine Mutter, vielleicht aus ihrem tiefsten Innern heraus, Henrico entschuldigte und alles Gute von ihm hoffte. Dem Alter nach stand zwischen beiden Brüdern meine ältere Schwester, ein stilles gutes Mädchen, die aber nicht zum Vermitteln taugte. Ein jüngerer Bruder kam noch in keinen Betracht, und die leidenschaftliche Liebe, welche Franzesco und Henrico zu mir, ihrer jüngsten Schwester, trugen, ward öfter ein Gegenstand des Zwistes, als der Versöhnung.

Jene ältere Schwester heirathete einen würdigen Mann, der sich an Franzesco anschloß; dieser selbst hatte in frühster Jugend eine Zuneigung zu einem Mädchen gefaßt, und da er nie etwas aus seinem Herzen ließ, was er einmal ergriffen hatte, so wählte er sie zum Weibe, obgleich ihre Beweglichkeit und leichtsinnige Fröhlichkeit keineswegs zu seinem Wesen, sondern vielmehr zu dem Wesen Henricos paßte. Doch hätte sich vielleicht Alles, trotz der Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit friedlich erhalten, wenn nicht die Bewegungen in Frankreich auch auf unser Vaterland gewaltsam eingewirkt und heftige Parteiungen erzeugt hätten. Bei dem täglich erneuerten Streit über die öffentlichen Verhältnisse er-

klärte sich Franzesco für das Herkömmliche, Henrico hingegen erwartete Alles von den neuen Lehren der Franzosen; und dem Vater, der keine Versöhnung stiften konnte, schien es gerathen, auf einer Sendung nach Wien Franzesco und mich mitzunehmen. Während jene beiden größtentheils mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt waren, lernte ich durch einen geschickten Lehrer die deutschen Meisterwerke der Tonkunst kennen; den größten Vortheil für meine Ausbildung zog ich aber aus dem täglichen Umgang eines würdigen Geistlichen, der seit vielen Jahren Italien verlassen, und sich in mancher Hinsicht zu einem Deutschen umgebildet hatte, ohne die lebhafteste Theilnahme für sein Vaterland aufzugeben. Er hoffte wenig von der Zukunft, und als Franzesco am letzten Abend unsers Aufenthalts in Wien von dem Glück einer sehr vornehmen Verheirathung sprach, welche er nicht ohne Anschein des Erfolgs für mich betreiben wollte, fand ich Abends von der Hand jenes Verehrungswürdigen folgende Zeilen auf meinem Schreibtisch:

Zum Leiden Anna wirst du auferzogen,
Daß selbst vor Fremden fließen deine Thränen,

Ein dunkler Schleier und ein finstres Sehnen
Hat jeder Lust dich, jedem Gut entzogen.
Dein brennend Herz fühlt sich nur angezogen
Von Schmerzen, und dein langes langes Leben
Scheint dir vom Himmel dazu nur gegeben,
Daß auf dich stürzen alles Jammers Wogen.

Es waren seine Abschiedsworte, sie gingen in Erfüllung und ich schrieb später hinzu:

O Weissagung, du hast mir nicht gelogen,
Und laut will ich es aller Welt verkünden,
Daß ich in Wehmuth nur kann Ruhe finden,
Aus Thränen bau ich mir den Himmelsbogen,
Und giebts der Qualen eine noch auf Erden,
So gebt sie mir, sie soll die meine werden.

Als wir nach Venedig zurückkamen erfuhr Franzesco erstaunt, seine Frau habe ihre Leidenschaft für Henrico nicht verbergen können, und dieser Franzosen und französisch Gesinnte bei ihr eingeführt, ja eine fast stehende Gesellschaft von Neuerungssüchtigen errichtet. Der furchtbare Zorn Franzescos traf seine Frau: als sie sich flehend nahte, stieß er sie zurück, sie warf Blut aus und starb. Meines Vaters Zorn richtete sich mehr gegen Henrico, und der meiner Mutter gegen Franzesco. Hierüber zerfielen meine

Aeltern unter sich so sehr, daß eine herzliche Versöhnung unmöglich ward. Nur unter der Bedingung wollte der Vater Henrico verzeihen, wenn er sich ganz von der französischen Partei trenne; aber dieser verließ lieber Venedig, mit dem Fluche des Vaters beladen. Franzesco war nicht glücklicher: denn ob ihn gleich die Gesetze nicht verdammten, und ein unverschuldeter Zufall obzuwalten schien, verschwand er doch ebenfalls aus Venedig. Wahrscheinlich hielt er sich eine Zeitlang an der dalmatischen Küste auf, wenigstens schloß ich dieß aus einem Sonnett, dem einzigen Lebenszeichen, welches er mir zukommen ließ, und welches seinen Gemüthszustand lebhaft schildert.

Finstre Thäler, Himmeldrohnde Berge,
Tiefer Abgrund, Felsen schroffzerspalten,
Feuchter Nebel, grause Luftgestalten,
Wüst Gemäuer, aufgerissne Särge,
Nur der Schlange und des Wolfs Herberge,
Die auf Leichen Festgelage halten,
Bis sie selbst vor Furcht und Angst erkalten,
Jedes suchend, wie es sich verberge.
Hier, und an des Meeres kahlem Strande,
Wo den Schmerzensruf des Menschen höhnet

Furchtbar Brüllen wilderregter Wellen,
Leb ich büßend weit vom Vaterlande.
Aber bleibt der Himmel unversöhnet
Troz der Buße, weih ich mich der Höllen.

Mittlerweile kam die Gefahr eines Krieges mit den Franzosen immer näher; es verbreitete sich das Gerücht eines Umsturzes der alten Regierung. Mein Vater, durch Krankheit abgehalten, hatte, an dem unglückseligen zwölften Mai, seine Ansicht selbst nicht vortragen können, und wir harrten ängstlich des Ausgangs. Da erscholl plötzlich der einstimmige Ruf: es lebe der heilige Marcus, und indem ich zu einem Fenster in den Prokuratien eile, erblicke ich Franzesco, der, in geringe Kleider gehüllt, einen der Mastbäume hinanklettert und die alten Fahnen der Republik befestigt. Niemand konnte ihn in diesem Augenblick wieder auffinden, aber bei dem blutigen Kampfe, der darauf folgte, fand er seinen Tod, und einige für unsere Familie wohlgesinnte Einwohner brachten seine Leiche am folgenden Abend in unser Haus. Meinen Vater übermannte das öffentliche und häusliche Unglück, er starb. Beide sollten an einem Abend beerdigt werden, meine Mutter, meine Schwester und mein dritter Bruder

waren allein um die geliebten Todten, um ihnen den letzten Schmuck mit Blumen und Kränzen zu bereiten, da trat durch eine wenig bekannte Seitenthür ein Offizier in französischer Uniform ein, es war Henrico. Er stürzte zu Boden und erst nach einigen Stunden konnten wir ihn wieder zur Besinnung bringen. Am andern Tag verließ er in bürgerlicher Kleidung das Haus, wir haben nie wieder von ihm gehört. Mein Schwager mußte als österreichisch gesinnt Venedig verlassen, meine Mutter pflegte ich noch ein Jahr, dann starb sie. Mein dritter Bruder, erzogen unter solchen Ereignissen und eine höchst eigenthümliche Natur, konnte weder die französische noch österreichische Herrschaft ertragen, er lebt bald hier bald dort, heimathlos, aber in seiner Art noch glücklicher, als viele Andere.

Hier schwieg Donna Anna, und auch ich war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Nach einiger Zeit fuhr sie fort: ich wollte ihnen vieles umständlicher, oder eigentlich geschichtlicher erzählen, aber mein Schmerz trieb mich zum Schlusse. Ich will ihnen aber bis morgen einige Papiere anvertrauen, aus denen Sie auch meinen dritten Bruder näher kennen lernen. Diese Papiere waren sehr an-

ziehend, aber leider fehlte es mir an Zeit, viel aus ihnen abzuschreiben. Ich gebe indessen die Hoffnung nicht auf, ganz in ihren Besitz zu kommen, und theile dir heute folgende Bruchstücke mit:

I.

Wenn eure Briefe mir Freude machen sollen, so hört endlich auf, mir immer und immer Maß und Ruhe anzuempfehlen. Sperrt eure Kräfte, eure Liebe, euren Haß in Flaschen ein, pfropft sie, verpicht sie, und laßt euch dann geduldig auf dem Meere des Lebens umhertreiben. Das will ich nicht, das soll ich nicht. Ihr fragt warum? Was hülfe die schon hundertmal gegebene Antwort, welche ihr vorsätzlich mißversteht! Euch erscheints als eine edle Pflicht, mich nach eurem Maßstabe zu messen, zu verrenken, zu quälen, bis ich in das Fachwerk eurer Tugenden hineinpasse. Ich verschmähe aber diese Tugenden und bin viel milder als ihr, da es mir nicht einfällt, euch meine Weise aufzudringen. Wenn euch einmal, Gott weiß, durch welchen Zufall, etwas heiß ums Herz wird, so schreit ihr gleich nach Wasser, um die mittlere gesetzliche Wärme festzuhalten; und wiederum, wo ihr vor Entsetzen erstarren und Zähnklappen bekommen solltet, da zieht

ihr sogleich den Mantel eurer Weltweisheit über, daß man nicht weiß, ob ein lebendiger, fühlender Mensch, oder ein Murmelthier drinnen sitzt. Und dieß Stockfischleben soll ich mitführen? Nein ich will glühen, wie der Aetna, und frieren wie sein ewiges Eis, ich will weinen wie ein Kind, lachen wie eine Dirne, lieben wie eine Mutter, und hassen wie ein Calabrese. Das nennt ihr Thorheit, dabei gehe mein sogenanntes eigenes Selbst verloren, dabei riebe ich mich auf! — Ein Klotz ist kein Selbst, und ein Licht, was nicht brennt, reibt sich freilich nicht auf, aber es leuchtet auch nicht. Reihet das Glück und Unglück meines Lebens, reihet diese dunkeln und glänzenden Perlen zu einer Schnur aneinander! Könige könnten mich um solch einen Schmuck beneiden, und ihn sollte ich vertauschen gegen die dürftige Einerleiheit eines schläfrigen Pflanzenlebens?

II.

Ihr hoffet und hoffet, und meint, darin sitze die wahre Kraft und das erhebende Vertrauen. Zuletzt läuft aber Alles darauf hinaus, daß ihr an die Vergangenheit nicht glaubt, die Gegenwart nicht versteht, und euch einbildet, gar weise in die Zu-

kunft hineinzublicken. Wärs um euch so bestellt, wie es seyn sollte, so hättet ihr Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zwar nicht in einer Nuß, aber in euch selbst, und aus dieser Wurzel würde etwas Anderes hervorgehn, als unfruchtbare Klagen, falsche Bewunderung und kindische Hoffnung.

III.

Ich soll Muth fassen! Habt ihr dessen so viel übrig, daß ihr mir welchen verkaufen könnt? Wahrlich wenn ich in eure Kreise zurückträte, wie ihr verlangt, mein Muth würde den euren hundertmal überbieten, und wie in frühern Zeiten als Uebermuth und Frevelmuth erscheinen. Was mich erfreute, stärkte, meine Kraft entwickelte, mich über die menschliche Natur hinaus erhob und in Jubel ausbrechen ließ, das ängstigte und schwächte euch, und schlug euch zu Boden. Wenn schwere Gewitter heraufzogen, die Blitze zischend durch das Dunkel in die Wellen fuhren, oder die Flammen ein Schiff ergriffen und in die Luft sprengten, wenn ich einsam auf den schmalen Mauern zwischen dem Meere und den Lagunen stand, und die wilden Wogen mich von allen Seiten in Staub und Schaum hüllten, dann fühlte ich die Kraft und Gewalt, welche

aus der Natur so übermächtig herausbrach, auch in meinem Innern, und wie ein Sieger hätte ich mich triumphirend in den scheinbaren Untergang hinein stürzen mögen.

IV.

Kann ichs euch doch nie recht machen: bald soll ich mehr, bald weniger empfinden. Ertrage ich denn nicht das Leiden, was mich trifft, so gut als Andere; wozu mir also das größte Leiden, die Elephantiasis des Stoicismus einimpfen? Die großen Mauern und der Glockenthurm sind geborne Stoiker. Wäre ich aber in ihrer Lage, schon aus Langerweile hätte ich mich von den Wellen auflösen, oder von Blitzesfeuer verbrennen lassen. Dadurch erst könnten diese ungeselligen, aus dem Kreise der Natur herausgerissenen, von Menschenhänden verfertigten Geschöpfe wieder in das allgemeine Leben hineinwachsen. Laßt mich empfinden, wie ich empfinde, und übernehmt, wenns euch beliebt, die Mühe, auszugrübeln, woher dieß komme, und ob ich auf rechtem oder falschem Wege sey. Warum konnte ich z. B. auf dem Schlachtfelde meine todten Gefährten kalt betrachten? Warum mußte ich dagegen weinen wie ein Kind, als in dem niederge-

brannten Dorfe das einzige Lamm, welches den Flammen entronnen war, durch die Bajonette hindurch zu unserm Wachtfeuer kam, und wehmüthig blöckend in meinen Armen Rettung suchte? Weiß Gott ich bin nicht gleichgültig gegen das Geschick meiner Brüder; aber nichts hat mich so gerührt, wie dieses Lamm. In uns war die Bestialität und der Teufel, nicht in dem unschuldigen Thiere.

V.

Nein, ich komme nicht nach Venedig, sondern bleibe in meiner Einsamkeit, oder erziehe hier lieber die Kinder der Landleute, als daß ich auf diese Weise mein Vaterland recken und strecken und täglich hören sollte: ihr taugt nichts; wir Fremden müssen euch erst zu Verstande bringen. Freilich taugen Viele von uns Nichts: wenn es aber als Glaubensartikel hingestellt wird, kein einzelnes Geschlecht könne ausarten und sich der Regierung unwürdig machen, wenn die Völker Gut und Blut für die Herstellung der vertriebenen Herrscher aufopfern sollen, warum nennt man es Aberglaube, daß auch unter den Edlen Venedigs noch Würdige sind? warum soll die Buße uns weniger gereinigt haben, als andere Häupter? Jedes Anrecht me-

narchischer Familien heißt unverjährbar, und nur das Anrecht des Adels, gegen den jeder Andere in der Welt blutjung ist, des Venetianischen, gilt für nichts! Für manchen neuen Staat trägt man die größte Ehrfurcht zur Schau und schenkt ihm Verwandtschafts halber einige tausend Seelen; soll nun dieser älteste dagegen selbst unter die Seelenverkäufer gerathen, soll es ihn nicht erretten, daß er allein noch unmittelbar das Alterthum an die neue Zeit knüpfte? Als werde die Dienstanweisung eines fremden Organisationscommissarius ihm mehr Leben einhauchen, als die Lebensarzenei seiner dreizehnhundertjährigen Geschichte!

VI.

Wenn ichs einsähe, ich würde es ja nicht läugnen: aber ob ein Blaurock mit rothen Aufschlägen, oder ein Weißrock mit gelben Aufschlägen den Palast des venetianischen Doge bewacht, — gilt mir gleich. Seitdem die Franzosen die Banditen aufgehangen und die unzähligen Schmutzwinkel abgeschafft hatten, wars in den Straßen nicht mehr unsicher und übelriechend, und ihr konntet mehr als jemals ein freies öffentliches Leben führen. Die Oesterreicher werden, wie ich glaube, diese Grundverfassung

nicht ändern, und, auch im Uebrigen ihren Vorgängern nachstrebend, euer Geld nach Wien und eure Vorgesetzten von Wien schicken. Ehemals solltet ihr abwechselnd regieren und gehorchen. Dem waret ihr nicht gewachsen; jetzt ist euch die halbe Last abgenommen und ihr schickt euch vortrefflich ins Gehorchen, da der bloße Wechsel fremder Herren euch schon wie eine Welterneuung erscheint. Als Venetianer, als Italiäner, finde ich darin keinen gesunden Sinn.

Meint ihr aber, bei dieser Ansicht der neusten Ereignisse müßte ich meine bisherige Meinung von den ältern Verhältnissen aufgeben, so irrt ihr sehr. Als einst in der Schule unser Lehrer mit der größten Genauigkeit und Bewunderung die Wahlart des Doge entwickelte und meine Mitschüler sich abquälten, das Labyrinth von Zahlen und Wahlen und Loosen ihrem Gedächtniß einzuprägen, lachte ich laut auf und sagte: so spaßen und spielen wir grade auch! Damals wurde ich so derb vom Lehrer, wie jetzt von euch, zurechtgewiesen. — Glaubt ihr, möchte ich aber fragen, glaubt ihr denn wirklich noch immer an das Leben und die Rettungskraft der unzähligen, so lange nach ihrem Tode nun Gottlob

endlich begrabenen Formen? — Wenn ein Feind, welcher von der Kriegslist nicht unterrichtet ist, ausgestopfte Soldatenkleider aus der Ferne für wirkliche Krieger hält, so ist das zu entschuldigen; wenn aber die, welche das Stroh in die Hülsen stopften, zuletzt selbst an die Wesenheit und Würdigkeit der Popanze glauben, so haben sie sich gewiß dem unsinnigsten Aberglauben hingegeben. In diesen Formen hat mein Vaterland nicht gelebt; in diesen Formen ist es nicht untergegangen; durch solche Formen kann es nicht auferstehen. Was helfen alle die wohlgeordneten Orgelpfeifen, wenn Keiner da ist, der ihnen Leben und Geist einhaucht! —

Hab' ichs nicht von trocknen Schleichern hören müssen, ich sey keiner Liebe und Begeisterung fähig, weil ich die drei, die zehn, und die vierzig und andere Hexenziffern nicht anbetete, weil ich nicht darüber klagte, daß diese goldnen Kälber zerschlagen wurden, weil ich die neuen Bildnereien und Töpferdrehscheiben verlachte. — Alle sachlichen Inbegriffe dieser Art, alle sogenannten moralischen Körperschaften sind in ihrer Abgezogenheit für mich ein langweiliger Hokuspokus; ich bin ein lebendiger Mensch und kann nur lebendige Menschen lieben

oder hassen. In ihnen allein offenbart sich unmittelbar die Größe und Gemeinheit; jene Pelzmäntel, Ueberröcke und Schnürstiefeln der Persönlichkeit haben dagegen für sich keine Bedeutung und jeder kann hineinkriechen. Weil aber einmal ein Held oder ein Schuft drinnen saß, bildet ihr euch ein, es sey eine ausschließliche uranfängliche Bekleidung für Helden, oder für Schufte, und wenn diese längst die Plätze gewechselt haben und das Gehäuse in andere Hände gekommen ist, nennt ihr es immer nach dem ersten Inhaber, und meint recht kindisch, das Kleid mache den Mann!

Der Pater, welcher mir Unterricht in der Religion gab, hielt mich für ungläubig, und meinte am weitesten zu kommen, als er mir eine Gottheit aus unzähligen Eigenschaften zusammenklebte, Christus in einen langen Rosenkranz von moralischen Vorschriften auflösete, und die Taube beim heiligen Geist für ein äußerliches entbehrliches Symbol erklärte. Durch dieses Verfahren ward mir aber mein Lehrer ganz widerwärtig. Ich steige zu Gott durch lauter Personen in die Höhe, und wenn auch die höchste Persönlichkeit, die ich in ihm verehre, nicht ganz zu fassen ist, dann doch eher als die Hof- und Staats-

kleidung, womit ihn unsere Geistlichen so behangen haben, daß man von ihm selbst nichts mehr sieht. — Der heilige Geist wollte mir immer unter den Händen abhänden kommen, und ich hätte ihm vielleicht frech den Teufel vorgezogen, wäre er mir nicht durch die Tauben ebenfalls persönlich geworden.

So auch in der Weltgeschichte: wo die festeste, stärkste Persönlichkeit hervortritt, werde ich angezogen vom Guten, wie vom Bösen. Werft mir nur nicht deßhalb vor: ich erkenne die Wölfe in Wolfskleidern nicht; vielmehr kann ich euch vorwerfen, daß ihr oft die Wölfe in Schafskleidern verehrt. Was gilts, ich mache euch einen Fetisch, den ihr anbeten werdet? Um eine taube Nuß lege ich vierzig Theile Eroberungssucht, über diese dreißig Theile Eitelkeit, bedecke das Ganze mit zwanzig Theilen breiartiger Großmuth, und streiche als Firniß zehn Theile zuckersüßer Redensarten drüber: nochmals, was gilts, ihr kommt geflogen wie hungrige Fliegen und saugt gar fröhlich das süße Gift ein! Ein Noli me tangere von Eisen und Feuer würdet ihr bald erkennen und der Gefahr des Zertretens und Verbrennens entgehn; aber an einer solchen Spottgeburt von Dreck und Brei hätschelt ihr gewiß so

lange herum, bis ihr selbst breiig und schmutzig und allen Sehenden zum Spott daständet.

VII.

An wen soll ich mich denn enger anschließen; auf wen vertrauen? Den Einen entführt die Frau, den Zweiten die Kinder, den Dritten der Beruf, wer bleibt dir ganz und ungetheilt? — Doch nein, dieß ist nur Scherz, und keiner ist weiter entfernt von der Armenhausweisheit unserer Dichter, die da meinen, man liebe in dem Maße mehr, und werde in dem Maße mehr geliebt, als man sich unter Schlössern und Riegeln einsperren lasse, oder sein Kleinod einsperre, und dann für die ganze übrige Welt die Augen verschließe. Freunde berechnen die gegenseitigen Bahnen nicht, aber erkennen sie und wandeln freudig mit, und in dem Maße als Frau, Kind, Beruf, Wissenschaft, Kunst, mit voller Liebe ergriffen werden, mindert sich ja nicht unser Reichthum oder zerbröckelt sich, sondern nach allen Richtungen sind wir mächtiger, tiefsinniger, tieffühlender geworden. Wenn ich dagegen die Sammlungen unsrer Sonette und Canzonen durchlese, so wird mir ganz ekelhaft zu Muthe, über die zwei drei

ärmlichen, aber zu Luftbällen aufgeblasenen Gedanken, über die Paar süßlichen, zerrührten, und zerriebenen Gefühle, als sey dieß Nahrung fürs ganze Leben. Einige rufen zwar ganz ernstlich den Tod, lassen es aber bei dem verwerflichen Schwatzen bewenden. Man könnte es ihnen verzeihen, wenn sie begriffen, daß Leben oft größeres Zeichen der Begeisterung und der Liebe seyn könne, als Sterben.

Wie oft thut Armuth mit Armuth groß, wie selten begreift man die Steigerungen in der Liebe, wie oft nimmt man das Niedrigste für das Höchste! Wenn du zwei dunkele Körper aneinander reibst, bis sie brennen, so ist dieß dem rohen Menschen, der sich eine Suppe dabei kocht, das wahrhafteste, merkwürdigste, nutzbarste, verehrungswürdigste Feuer. Andere an sich dunkele Körper können fremdes Licht einsaugen, und still eine Zeitlang bewahren, sie stehen höher als jene, aber erst die Sonnen sind die Urquellen alles Lichts. So giebts Gemüther, welche durch die Liebe Licht erhalten und in ihrem Leben einen schönen Augenblick der Sonnennähe haben, dann aber die Schattenseite innerer Dunkelheit hervordrehen: es giebt endlich Gemüther, welche Licht und Liebe verbreiten und wie die Son-

nen eine Welt von Planeten und Cometen um sich ins Leben rufen. Das sind in der Geisterwelt die höchsten Naturen, wie die Sonnen in der Körperwelt die Könige und Herrscher sind. Aber woher haben die Sonnen ihr Licht als von Gott?

Diejenigen, welche so lieben können, tragen Zeugniß des Göttlichen in sich, wenn aber eine Nase zur andern spricht: ohne dich kann ich nicht leben, so dreht die blinde Naturgewalt beiden Nasen eine dritte. Wer sich willenlos dieser Bahn hingiebt, er wird zertreten werden, wie eine Blume, über welche der Fuß hingeht, oder ausbrennen, wie ein Vulcan: immer herrschen finstere Mächte.

Der höchste Hymnus auf die höchste Liebe steht im Paulus, dagegen sind unsere Liebesgeschichten und Liebeslieder nur klingende Schellen.

Vier und vierzigster Brief.

S. Damiele, den 29. September.

Gestern Abend war ich noch in Venedig, und heute bin ich schon zwanzig Meilen davon entfernt. Nur durch die Trefflichkeit der Wege und die unglaublich schnelle Bedienung auf den Posten ist dieß möglich. Ehe man den abgehenden Postillion bezahlen kann, hat der neue schon angeschirrt, und gern heißt man ihn fahren, um dem Heere von Bettelleuten aller Art zu entgehn, welches den Wagen umlagert.

Der Aufenthalt in Venedig schwebt mir vor Augen, wie der lebhafteste wunderbarste Traum, den ich hatte, und wie ein Traum im Traume erscheint wiederum eine Wasserfahrt, die wir an einem der stillsten mondhellsten Abende vom Marcusplatze bis zum Arsenale und dann zurück nach der gran Bretagna machten. Die Senkfeuer der Fischer blinkten in der größten Ferne auf und kreuzten ihre

Lichtsäulen mit denen des Mondes; näher und in sonderbarer Mischung erschienen die erleuchteten Meeresschlösser, die Corvetten und Kauffahrteischiffe. Der Marcusplatz war schon still, und nur die beiden Granitsäulen standen wie Riesenwächter an dem Rande des Meeres. In den Lüften glänzten die Kreuze von den Kuppeln der Marcuskirche, und der Glockenthurm warf seinen ungeheuren Schatten weit über alle Umgebungen hinaus. Das lebende Geschlecht erschien mir todt, die frühern Geschlechter, ja die Gebäude, Säulen und Statuen dagegen lebendig. Ich sah den Doge Ziani und Pabst Alexander den dritten aus der Marcuskirche hervortreten, und in feierlichem Zuge dem Ufer nahen; Kaiser Friedrichs I. Schiff kam schon von Chioggia her, und die beiden größten Männer ihrer Zeit eilten der Versöhnung entgegen. Ich sah den blinden Helden Heinrich Dandolo, den Besieger eines Kaiserthums, er stand verlassen an der Ecksäule des herzoglichen Palastes und schien auf die Venetianer zu harren, welche er angeführt hatte. Peter Doria, der Sieger bei Chioggia, ging auf ihn zu und führte ihn eine Treppe hinab in die Tiefe. Catharine von Cypern saß gebückt an dem Fuße des Mast-

baumes, welcher ihr Königreich bezeichnet, und Paolo Sarpi sah aus einem Fenster des Bibliotheksaals nach den matten überglänzten Sternen; sein esto perpetua verklang schmerzlich in den Lüften.

Doch wozu halte ich dich mit solchen Träumen auf, anstatt nachzuholen, was ich in meinen Erzählungen etwa übersehen und vergessen habe, z. B. daß alle Gondeln nach einem Gebote der ehemaligen Regierung schwarz sind, damit nicht zu großer Aufwand mit ihrer Ausschmückung getrieben werde. Jetzt erscheint indessen die Farbe nur als ein ängstliches Bild des Todes und der Grablegung. Frage nicht nach dem weltberühmten Bucentoro, die Franzosen haben ihn an die Juden verkauft, und diese vermählten ihn mit dem Feuer, um aus der Asche die starken Vergoldungen zu gewinnen; frage nicht nach dem Waisenhause, dessen Größe und Schönheit du oft in der Abbildung bewundertest; es ist in der Zeit der neuen Freiheit, gleich wie manche frühere Schulanstalt, zu einer Caserne veredelt worden.

Wer allein in der Gegenwart lebt, der führt ein beschränktes und einseitiges Leben, und niemand kann ihm dafür stehn, daß es glücklich sey; die Kunde der Geschichte versetzt uns dagegen in jede

Zeit und erhöht jede Vergangenheit zur Gegenwart. Diese Kenntniß der Vergangenheit ist ein mächtiger Lebensquell in Zeiten schwerer Gefahren, und die Einheit des Lebens und Wirkens, welche sich in der Geschichte ausspricht, hält von der zerstückelnden Bildung zurück, in welcher so viele das Höchste zu erkennen glauben. Oder woran sind die Italiäner mehr zu Grunde gegangen, als daß sie hier der Gewalt ihrer Gefühle durchaus freien Lauf ließen, dort ausschließlich die Bildung des Verstandes auf die höchste Spitze trieben, und so auseinanderfallend aller wahren Haltung verlustig gingen. Es ist ein Zeichen falschen Geschmacks und verkehrten Urtheils, wenn solche einseitige Erscheinungen übermäßig verehrt werden, und von solchen Zeichen blieb auch Deutschland nicht frei; obgleich der Volkscharakter hier auf ruhige, würdige und harmonische Bildung gerichtet, mithin diese Gefahr geringer ist, als in irgend einem andern Lande Europens.

Um drei Uhr Morgens stiegen wir in die Gondel, fuhren unter der Brücke des Rialto hinweg, deren einziger Bogen über den großen Canal reicht, und die auch breiter ist, als irgend eine mir bekannte Brücke. Zum letzten Male gingen alle die

wunderlichen Gebäude an uns vorüber, welche bald große, bald kleine, bald eng aneinanderstehende, bald von einander entfernte Fenster und Thüren zeigen, und bis zu acht Stockwerken übereinander gethürmt sind. Das Romantische scheint hier in der größten Willkühr und einer unbegränzten Mannichfaltigkeit zu liegen. — In Mestre fanden wir unsern Wagen, erinnerten uns in Treviso und Conegliano so mancher schrecklichen und wie gewöhnlich dennoch nichts entscheidenden Kriegsbegebenheit, fuhren über die ungeheuer lange Schiffbrücke der jetzt wasserarmen Piave, erfreuten uns der heitern Lage von Sacile, hörten aber viel Furchtbares von Dieben und Räubern. Zum Schutze gegen diese hatten meine Reisegefährten seit Prag in jeder Stadt Pistolen kaufen wollen, aber immer keine gefunden; jetzt erging an den lange aus meinen Briefen verschollenen langen Bedienten der Befehl, ein Schwert in seine Hand zu nehmen, und mit abschreckender Majestät auf dem Bocke Wache zu halten. Im Vertrauen auf seinen Schutz schliefen wir ein, bis der Wagen anhielt, der Beschützer herabsprang und zurück lief. Er war auch eingeschlafen, hatte sein Reichsschwert verloren, und hoffte es vergeblich auf

der nicht unbesuchten Landstraße zur Erneuung seiner Protectorschaft wieder zu bekommen. Dieser Aufenthalt war uns noch verdrießlicher als jener Verlust, und erst in der Dunkelheit erreichten wir über Porderone und Valvassone das Bett des Tagliamento. Es ist wohl eine Viertelmeile breit, und jetzt eher ein Meer von Steinen als ein Wasserbehälter. Doch bedurften wir selbst in diesem Augenblicke der Führung, um nicht in diesem wildesten Bette eines, in andern Jahreszeiten höchst furchtbaren Flusses zu Schaden zu kommen, und vier fast nackte, schwarzbraune, mit Kienfackeln versehene bärtige Männer leuchteten vorn und zur Seite des Wagens. Bald wandten wir uns rechts, bald links, von Steinhügeln gings ins Wasser hinein, und aus dem Wasser wieder in die Steinfelder, und so mehre Male. Diese Cyklopenbegleitung und die ganze Umgebung hatte etwas grausiges und schreckhaftes, und die gewöhnlichen Italiäner erkannten wir in diesen außereuropäischen Gestalten erst wieder, als es zum Bezahlen kam.

Fünf und vierzigster Brief.

Neustadt, den 3. October 1815.

Noch bei Mondenschein brachen wir von S. Damiele auf, und erreichten ohne Hinderniß den engen Paß bei Pontaffel; hier aber begegneten wir wohl zweihundert kaiserlichen Kutschen und Prachtwagen, die alle nach Mailand gingen, um sich bei einer abermaligen Freude der Einwohner über den Regierungswechsel auch mit zu freuen. Wir stiegen aus, setzten uns ans Ufer der Fella, und warteten so geduldig als möglich, bis nach einigen Stunden der letzte von den in langen Zwischenräumen fahrenden Wagen ankam und der Paß wieder frei wurde. Allein jetzt fand sich ein neues, weniger vornehmes Hinderniß: trotz allen Verschnaufens blieb nämlich eins von unsern Pferden stehn, und der Postillion gestand, es habe schon ich weiß nicht, wie viele Meilen gemacht, ohne Futter zu bekom-

men. Als wir ihm hierauf bemerklich machten, er sey ein Esel, und sein Herr noch mehr, und sein Pferd am wenigsten, antwortete er ganz gelassen: das gilt mir gleich, wenn ich nur mein volles Trinkgeld bekomme. Widerates bemerkte: heut gehts uns verflucht contrair, aber das Volk kann doch wieder sprechen.

Das Bett der wilden Fella und die Pässe bei Pontaffel zeigen manche Schönheit; aber im Ganzen ist doch dieser Eingang in Italien weit weniger reizend, als der über Botzen und Trident. Von Villach, wo wir eine Nacht blieben, kamen wir, meist den heitern Ufern des Klagenfurter Sees entlang, bis zu dieser Stadt, in welcher zwei Dinge sehr in die Augen fallen: der große Lindwurm auf dem Markte und die Bildsäule der Kaiserin Maria Theresia, in einem durchaus unkünstlerischen, grundhäßlichen Modeanzug damaliger Zeit. Also selbst da, wo man sie verdienter Weise ehren wollte, brachte man nur eine Karikatur hervor, die eher mit einer altpreußischen, als mit einer österreichischen Ansicht zu stimmen scheint. Jetzt aber wäre es doch wohl Zeit, eine rein geschichtliche Ansicht von ihr aufzustellen und fest zu halten.

Unter allen Frauen, die den Thron bestiegen, ist sie mir die Erste: denn wenn ich auch dem Verstand der englischen Elisabeth alle Gerechtigkeit widerfahren lasse, so erscheint diese eitle alte Jungferkönigin doch oft als eine sehr lächerliche und in ihrem Verhältniß zu Maria Stuart als eine unedle und widerwärtige Person. Maria Theresia war eine Frau, eine Mutter im edelsten Sinne des Worts, und darum keine schlechtere, sondern eine größere Kaiserin. Es giebt wenige Augenblicke in der Geschichte, welche würdiger und ergreifender hervortreten, als da, wo die von ungerechten und habsüchtigen Nachbaren überfallene königliche Frau, durch ihren Muth, und ihre Schönheit, und ihr siegreich Wort, die Begeisterung ihrer Völker hervorruft. Nur deren Wohl bezweckte ihre lange und thätige Regierung, und von ächter Gottesfurcht durchdrungen, verschmähte sie den schlechten äußerlichen Firniß, mit welchem sich innerlich verfaulte und haltungslose Gestalten gegen den gerecht zernagenden und vertilgenden Zahn der Zeit schützen möchten. Hätte sie sich nur mit der zusammengeflickten Lumpenpracht einiger philosophischen Redensarten behangen, einige nichtsnutzige Briefschreiber in Lieder-

lichen Hauptstädten besoldet, von Freiheit und Menschenliebe auf den litterarischen Gassen geprahlt; dann hätte ihr Niemand Tyrannei und Laster und Verbrechen aller Art zugerechnet, und von dem windigen Gesindel der damaligen Gegenwart wäre sie als die erste weibliche Herrscherin in Europa ausposaunt worden. Ihr Stern aber geht in der Geschichte auf, während andere Meteore in Nacht versinken. Auch von Friedrich II. löset sich der falsche Glanz, womit ihn die französischen Zwerge umleuchteten; sein eigenes unvergängliches Feuer wird jedoch durch die Jahrhunderte fortstrahlen, wenn das Lobhudeln von Ausländern, und auch der gegen ihn gerichtete Vernichtungskrieg einiger deutschen Zwerge längst als unbedeutend vergessen ist.

Ich kehre zu meiner Reisebeschreibung zurück. Mit Ausnahme von ein Paar sehr gebirgigen Stationen waren wir, obgleich vier Personen, überall unbedenklich mit zwei Pferden fortgeschafft worden, und nur ein Paar Mal sollten wir nach dem Gesetze mehr bezahlen, ohne jedoch mehr zu bekommen. Beides ist ein Beweis, daß bei irgend erträglichem Wegen die Behörden den Reisenden zwingen, mehr Pferde zu nehmen, als nöthig ist; eine so unbe-

queme als einseitige Besteurungsweise. Aber wie Wenige wollen begreifen, daß man das Postgeld und Briefporto nicht so lange steigern sollte, bis die Leute zu Hause bleiben und sich des Briefschreibens entwöhnen, daß man den Zollsatz nicht erhöhen darf, bis nur ein Dreier Vortheil bleibt, wenn man durch das Land, und nicht um das Land herumfährt. Statt auf alle Weise die Verbindungen und Verbindungsmittel zu erschweren, müßte man ihre Wohlfeilheit befördern, und es dahin zu bringen suchen, daß man zu Lande nicht viel theurer als zu Wasser reisen könnte.

Der Postmeister in Klagenfurt war indessen jenem entgegengesetzten Systeme zugethan, und gab uns, allen Vorstellungen ungeachtet, das dritte Pferd; dieß dagegen theilte meine Ueberzeugung und kehrte so beharrlich um, daß es endlich zu unserem Ergötzen wieder ausgespannt werden mußte.

Durch angenehme Gegenden kamen wir nach St. Veit, und über das geschichtlich denkwürdige Leoben nach Bruck an der Mur. Von hier gings immer mehr und mehr bergan, bis zu dem Paß auf dem hohen Semmering, dessen Wälder sich in den mannichfaltigsten Herbstfarben besonders reizend

ausnahmen. Der Weg ist jetzt sehr gut, war aber vor Karl VI. so schlecht, daß die Reisenden darüber Ach und Weh schrieen: ob saevitias itineris io acclamantibus, sagt wenigstens die Inschrift des Denkmals. Neustadt erreichten wir erst im Dunkeln und wiesen den Postillion wie gewöhnlich an, ins beste Wirthshaus einzukehren; er aber fuhr zu einem Thor hinein, zum andern hinaus, hielt vor einer elenden schon überfüllten Kneipe still, und ließ uns, die Pferde ausspannend, auf der Straße stehn. Als wir ihn anhielten, umzukehren, äußerte er: in der Stadt werden sie ihnen auch was —. Das geschah nun zwar nicht; als wir aber in dem endlich erreichten Gasthofe Schnecken im Trinkwasser fanden, sagte das Mädchen ganz gelassen: ja ja, sie sind aus dem Brunnen. Je schlechter heute, denken wir getröstet, desto besser morgen.

Sechs und vierzigster Brief.

Wien, den 6. October.

Die Gegend auf den letzten Stationen vor Wien erschien uns kahl und unbedeutend, aber der Blick von der nächsten Anhöhe auf die ungeheure Kaiserstadt hat etwas sehr Großes. Beim ersten Hineinfahren überraschte mich ein Angedenken an Venedig, welches ich erst vor wenigen Tagen verließ, nichts mehr als die ungeheure Menge von Kutschen. Indessen scheint bei aller Fahrlustigkeit der Einwohner das dolce far niente den Pferden der Fiaker doch nicht selten zu Theil zu werden. Wenn man, wie in Italien, fast jedes fünffenstrige Haus einen Palast nennen will, so giebts hier ganze Straßen von Palästen, und obgleich keine Straße und kein Platz vollkommen regelmäßig, und manches verzierende Denkmahl unbedeutend oder wunderlich erscheint, so wird doch der Eindruck des

Ganzen nie kleinlich, sondern Festigkeit, Macht, Thätigkeit und Wohlstand sprechen sich überall aus. Wien ist nicht so jung, oder so schnell entstanden, wie manche dadurch in einzelnen Beziehungen unläugbar schönere Stadt; aber für diese Mängel findet man das Ganze wiederum natürlicher, mannichfaltiger, selbstständiger und geschichtlicher. Nur waltet die Gegenwart allerdings so mächtig vor, daß man sie auch immer vorzugsweise im Auge behält, und an einen romantischen, wunderbar zauberischen Eindruck, wie in Venedig, ist nicht zu denken.

Der Stephansthurm und die Stephanskirche versetzen am meisten in frühere Zeiten. Wir bestiegen jenen ohne Unbequemlichkeit, und bemerkten die gewaltige Höhe des Baues erst, als wir bei der Uhr hinab sahen, wie viel schon unter uns, und hinauf sahen, wie viel noch über uns war. Welche Massen, welche Festigkeit, welche kühne Bogen und gewaltige Verbindungen, welche verständige Abnahme des Umfangs, welch ein reicher und zweckmäßig angebrachter Schmuck! Das Panorama Wiens, welches wir von der großen Höhe betrachteten, war ungemein reizend und mannichfaltig, und

mehrte unsere örtlichen Kenntnisse; einen feierlich erhabenen Eindruck aber machte nur die Kirche selbst. Bald ward dieser indessen gestört, als ich bemerkte, daß man sie wie einen abkürzenden Durchgang gebrauchte, und daß während der gottesdienstlichen Handlungen die vom Markte zurückkehrenden Dienstmädchen mit Käse und Kraut, mit Hähneln und Karpfen zu einer Thüre hereinkamen, und zur zweiten hinausliefen. Ein ander Mal, als ich dem Abendgottesdienst beiwohnen wollte, heulte ein, ich weiß nicht ob zart oder harthöriger, Hund, ununterbrochen während des Gesanges der Geistlichen.

Ueberhaupt bin ich in meinen Erwartungen vom katholischen Gottesdienste in katholischen Ländern sehr getäuscht worden. Ich dachte mir ihn feierlich, ehrwürdig, durch die Tonkunst verherrlicht, und war nicht weit davon ab, dem protestantischen Verfahren in dieser Beziehung mancherlei Böses nachzusagen. Aber ich habe keinen katholischen Gottesdienst gefunden, der an Ordnung und Würdigkeit dem in unserem Breslauer Dome gleich käme, und von den Protestanten könnten die Katholischen wohl noch mehr annehmen, als wir von ihnen. Das Kommen und Gehn, das Stühle Herbeitragen und

Wegtragen, das Laufen mit dem Klingebeutel, nahm in den italiänischen Städten selbst während der Predigt kein Ende. In der Kathedrale zu Verona jagten sich zwei Hunde, und in S. Anastasio strich sich ein schwarzer Kater vor dem Altar den Bart, des leidigen Ungeziefers von Insekten nicht zu gedenken. Selbst in S. Marco sahen die schmierigen Gehülfen des Priesters aus, wie vom Galgen gefallen, und ein geputzter Gehülfe in Inspruck trug blaue Dragonerhosen mit rothem Vorstoß, und eine kurze Jacke. — Die herrlichen Kirchen sind gebaut, die köstlichen Gemälde sind gemalt, aber was thut der Geistliche beim Gottesdienst hinzu? Man weiß nicht, ob er deutsch, lateinisch, oder italiänisch schreit, seine Einwirkung ist weder sittlich noch ästhetisch, und wenn er schweigt und fehlt, erscheint der Eindruck aufs Gemüth am größten. Unter den Zuhörern besonders weiblichen Geschlechts wechselte dagegen auf eine unbegreiflich schnelle Weise andächtiges Knien, weltliches Plaudern, und schelmisches Liebäugeln. Musik fehlte ganz, oder war unerheblich, wie einige Mal in Wiener Kirchen, oder schlecht, wie in Verona; eines Venetianischen Orgelspielers nicht zu vergessen, der mit fertigen

Fingern allerhand Tänze in die Messe einflocht. Es ist so falsch, die Kunst für den Katholicismus, wegen der großen italiänischen Maler, ausschließlich in Anspruch zu nehmen, als zu behaupten, sie sey allein im Protestantismus seßhaft, weil Bach, Händel, Graun, Fasch u. s. w. Protestanten waren, oder weil die Berliner Singakademie besser heilige Musik vorträgt, als alle katholischen Geistlichen in der Welt zusammengenommen.

Was hier etwa trockene, dort alberne Theologen festsetzten, darf dem wahren Christenthum keinen dauernden Schaden bringen. Dieß steht weder der ächten Kunst, noch dem gesunden Menschenverstande feindlich entgegen, es will weder die Sinnlichkeit vertilgen, noch die Vernunft ins Narrenhaus schicken. Nur darum, weil Viele durch die dem Christenthum äußerlich angelegten Schalen nicht zum Kern hindurchdringen, und in das Wesenlose das Wesen setzen, schreien sie nach neuen Offenbarungen und einer neuen andern Zeit, oder finden sie ausschließend und genügend in politischen Veränderungen, Landesgränzen und Verfassungsformen. Ich spreche diesen ihre hohe Bedeutung keineswegs ab, aber wenn man eine christliche Weltan-

sicht und ein christliches Leben, im Gegensatz einer unchristlichen Weltansicht und eines unchristlichen Lebens aufstellt, und jene als die neue Zeit bezeichnet, so verschwindet dagegen die Bedeutung aller andern Veränderungen als kleinlich, und die Einzelnen und die Völker, welche noch weit, weit, hinter dem zurückbleiben, was ihnen sittlich vorgeschrieben und göttlich offenbart ist, sollten nicht anmaßlich thun, als hätten sie das Ziel erreicht, und als wären sie mit dem Christlichen so fertig geworden und zu Rande gekommen, daß entweder ein neuer Erlöser sogleich erscheinen, oder jeder selbst als gültig, und als sein eigener angenommen werden müsse. Viele haben sich in dieser Zeit gewiß geheiligt, indem sie das Höhere über sich erkannten, aber nicht jeder ist ein Christ, der jetzt Gebrauchs halber mitredet, und Mancher, der die neue Babel vertilgen wollte, freute sich, daß wenigstens das Palais royal stehen geblieben war.

Daß die Geistlichen, nachdem die Krieger so preiswürdig gefochten, nun auch ihrer Seits einen Feldzug unternehmen wollen, ist ganz löblich; bisweilen aber siehts aus, als wären sie in ihrer Art noch beim Jahr 1806. Wenigstens wird mit dem

geistlichen Kamaschendienst, den Viele herausstreichen und herstellen möchten, so wenig gewonnen, als mit den Binde- und Löseschlüsseln, womit man wieder bimmeln und an den Kopf schlagen möchte. Durch einen so äußern, unchristlichen Zwang würden die Geistlichen ihre neuen Eroberungen noch schneller untergraben, als der Kaiser Napoléon, und es könnte dahin kommen, daß die wahre Religion sich nur bei denen fände, welche jene verketzern. Die Neuerer, die ihr lauwarmes Wasser als Glühwein oder Lebenstrank marktschreierisch anpreisen, taugen eben so wenig als manche jetzt wieder laut und grob werdende Theologen, welche sich rechtgläubig nennen, weil sie alle alten Narrentheidungen aufwärmen und als himmlisches Manna vorsetzen. Einige stehen gutmüthig in der Mitte, und wenden sich mit Bitten, Reden, Ermahnen, Beruhigen, feinem Schelten, mäßigem Loben und dergleichen, bald nach der einen, bald nach der andern Seite ihrer werthen Amtsbrüder, und möchten gern unterdessen das neugierig zuschauende Publikum mit einigen anziehenden Ergötzungen bei dem Eintritte dieses neuen Zeitabschnittes christlicher Kirchengeschichte gewinnen. So bringen die Tanzkundigen bei

einem neuen Balle neue Touren zu den Angloisen und Franzoisen mit, und ärndten dafür Lob und Beifall; ob das nun auch mit christlichen Symbolen geht, werden ja jene Mittler am besten wissen. Sonst schien es, als müsse das göttliche Licht den Sinn eröffnet haben, dann trete der menschlichen Beschränkung gemäß das Sinnbild denen bedeutend vor die Augen, welche in Demuth ihre Blicke niedersenkten; jetzt scheint es, als wolle man mit blöden, nach oben gaffenden Augen, auf einem erst zu findenden Sinnbilde, zu einem man weiß noch nicht welchem Urbilde hinaufklettern, und sollte auch keiner hoch kommen, so fällt er auch nicht hoch, und das Ganze war ein unschädlicher Versuch.

Aber alle Versehen, Fehler, Irrthümer sind hier wirklich so klein, daß man sie nach dem Sprichworte im Auge leiden könnte, im Vergleich mit dem Wahnsinn und der Niederträchtigkeit, welche jene alte Unduldsamkeit und jenen furchtbaren Haß zwischen den verschiedenen christlichen Religionsparteien erneuern möchte. Diesen Frieden, diese Duldung, welche durch Millionen Schlachtopfer, durch Jahrhunderte von Elend und Jammer, endlich gewonnen und der größte Fortschritt der neuen christlichen

Zeit war, wollen Dummköpfe und Frevler mit dem schlechten Geschwätz untergraben: christliche Duldung und Gleichgültigkeit sey eins und dasselbe, und Eines folge aus dem Andern. In ihrem großartigen Eifer kreuzigten sie Christum unverzüglich, wenn er wiederkäme, und nicht entweder die eine oder die andre Hälfte seiner Bekenner selbst kreuzigen wollte. Die militärische Tyrannei war arg, aber Ketzerverfolgungen und Auto da fes sind noch ärger, und das Grundverkehrte tritt noch inkonsequenter, fratzenhafter und teuflischer hervor. Den Theil von der Aufklärung, welcher wahrhaft göttliches Licht in sich trägt und zur Milde führte, laßt uns so wenig wegwerfen, als man den glänzenden Edelstein wegwirft, weil das Ungeziefer von seinem Licht angezogen, sich darauf setzte und ihn verunreinigte.

Und überhaupt, welche Kirche soll denn die andere verketzern und verfolgen? Bilden diese oder jene Geistlichen, Doctoren, Professoren u. s. w. die Kirche? Die meisten Lutheraner und Reformirten kennen den Inhalt der alten Streitigkeiten nicht mehr; aber man sagt: ihr seyd Thoren, daß ihr sie nicht kennt, und Nachtmützen, daß ihr euch nicht haßt. — Wir, rufen die Katholischen dagegen, stehn allein

fest und unbeweglich, kommt in unsern sicheren Schutz. Aber was sie auch sagen, bei weitem die größte Zahl der Katholiken glaubt so wenig an jeden Buchstaben der tridentinischen Beschlüsse, als die Lutheraner an jeden Buchstaben ihrer symbolischen Bücher. Meint ihr denn nun, es gehe mit der Religion vorwärts, wenn wir alle in Beiwagen, zu dem theologischen Postwagen nach Augsburg oder Trident zurückfahren? — O ihr Kleingläubigen! Es hat sich eine neue unsichtbare christliche Kirche gebildet, sie ist da, ihr könnt es nicht läugnen, und sie wird auch äußerlich hervortreten, sich gestalten, und schließen, aber nicht mit Feuer und Schwerdt, sondern mit christlicher versöhnender Milde und Liebe.

Sieben und vierzigster Brief.

Wien, den 9. October.

Das Wetter ist uns hier nicht so günstig wie bisher, und wir werden deßhalb die Umgebungen Wiens zum Theil nicht kennen lernen, oder nur in unvortheilhafterem Lichte sehen. Die Donau trägt zur Verschönerung der Stadt nicht so viel bey, als du vielleicht glaubst, denn die größeren Arme fließen entfernt, und der kleinere, welcher die Leopoldstadt von den ältern Theilen Wiens trennt, ist unbedeutend, und keineswegs so mannichfaltig oder großartig wirkend, wie die Spree in Berlin, die Elbe in Dresden, die Moldau in Prag, die Etsch in Verona u. s. w. Jenseits der Leopoldstadt liegt der Augarten und der vielgerühmte Prater. Beide bestehen aus Alleen und Grasplätzen. Die Bäume sind zum Theil verschnitten, aber im Ganzen sehr groß und schön, die Grasplätze, dem Boden gemäß

fruchtbar und grün, der Hauptweg wird zur Dämpfung des Staubes besprengt, die Masse des Volks, und besonders der Wagen setzt in Verwunderung; aber unläugbar ist der Berliner Thiergarten mannichfaltiger und ergötzender in seinen Anlagen. Dagegen darf man die Aussicht von Molards Weinberge nicht mit der vom Oberdöbling, oder die aus der Hasenhaide mit der vom Leopoldsberge zusammenstellen.

Der Garten in Laxenburg erinnert an den in Charlottenburg. Das Ritterschloß steht freilich nur wenige Fuß über dem Wasserspiegel, ist aber wohl angelegt und mit den anziehendsten Denkmahlen aus alter Zeit angefüllt: du findest Rüstungen und Pokale, Stühle und Kleider, Gemälde und elfenbeinerne Kunstsachen u. s. w. — In Schönbrunn thun die Alleen und die sehr hohen beschnittenen Hecken keinesweges eine üble Wirkung, und zwischen der äußersten holländischen Steifheit, welche die Bäume und Sträucher in die Gestalt von Hühnern und Gänsen hineinzwängt, und der kleinlichen Nachäfferei der großen Natur mit Rinnsteinquellen und Maulwurfsbergen, liegt gewiß das Richtige in der Mitte. Die Aussicht von der Anhöhe in Schön-

brunn verdient alles Lob, nur fehlt das Wasser; am meisten aber muß ich die Lage von Baden rühmen. Ob wir gleich dadurch, daß wir in den letzten Monaten so viele ausgezeichnet schöne Gegenden sahen, etwas krittlich geworden waren, überraschte uns doch der Blick vom Calvariberge über die milden Weinhügel, noch mehr aber die Lage der Ruinen, die Abstufungen der Berge, die wunderbaren Farben des Laubes und die mannichfache Abwechslung des lieblichen Helenenthales.

Eine der größten Verschönerungen steht Wien noch bevor, wenn man nämlich die gesprengten und in arger Verwirrung daliegenden Festungswerke zu Gartenanlagen und Spatziergängen benutzt und einrichtet.

Du erwartest, daß ich nicht allein von der Natur, sondern nun auch von den Menschen spreche, und allerdings habe ich Collin, Jahn, Hammer, Retzer, Schlegel, Sonnenfels, u. s. w. aufgesucht, und freue mich sehr dieser Bekanntschaften; aber es ist hier nicht der Ort, mich lobend über ihre wissenschaftliche Stellung zu verbreiten, oder ihre gegen mich bewiesene große Dienstfertigkeit herauszuheben. Noch verkehrter bleibts in der Regel, aus den Er=

scheinungen, welche während eines kurzen Aufenthalts zufällig einem Fremden vor die Augen treten, sogleich eine allgemeine Regel abzuziehen, und ein ganzes Volk zu erheben oder zu verdammen, je nachdem man auf ein Paar höfliche oder grobe, ernste oder lustige, mäßige oder unmäßige Menschen gestoßen ist. Und doch läßt sich auf der andern Seite nicht läugnen, daß gewisse Dinge nur einem Fremden bemerkbar sind, deren Eindruck bei längerem Aufenthalt und näherer Bekanntschaft fast ganz verschwindet, z. B. Mäßigkeit oder Unmäßigkeit, Gastfreundschaft, Volksvergnügen, Benehmen im Theater, Aeußerungen über die Regierung und dergleichen. Trotz der Gefahr des Irrthums will ich dir sagen, wie ichs hier in mancher Hinsicht fand.

Ungeachtet sehr scharfer Aufmerksamkeit hab' ich Niemanden ansehen können, daß er länger aß, als er hungrig war, wohl aber schien es Allen gut zu schmecken, und das mit vollem Rechte; denn in Gasthäusern und öffentlichen Speiseanstalten (von denen ich hier vorzugsweise spreche) ißt man vortrefflich und um die Hälfte wohlfeiler als in Berlin. Es wird weit mehr Wein getrunken als im Preußischen, denn das Land erzeugt ihn, wogegen bei uns

der ausländische, welcher allein trinkbar ist, durch die Steuern auf eine für die Geselligkeit und Heiterkeit des Lebens grundverderbliche Weise so vertheuert wird, daß ihn ja niemand bezahlen kann. Ich halte diesen Verlust im größten Ernste für erheblich, und wem es nicht einleuchten will, daß die Regierung auch auf die Heiterkeit des Volks und die Vertreibung der langen Weile wirken soll, der wird doch nicht abläugnen, daß die Gräuel des Branntweinsaufens im Oesterreichischen ohne Vergleich weniger als bei uns statt finden.

Die Gastfreundschaft der Wiener ist mit Recht schon so anerkannt, daß es beleidigend wäre, dafür noch einzelne Beispiele anzuführen, oder aus einzelnen Beispielen das Gegentheil ableiten zu wollen. Wohl aber muß ich erwähnen, daß bisweilen ohne Schuld der Schein der Unhöflichkeit auf einen Fremden fällt, welcher Schein doch ja nicht jene guten geselligen Sitten verleiden möge! So ward ich zuvorkommend vom — v. O. aufgenommen, und eingeladen, Freitags in seiner gewöhnlichen Gesellschaft zu erscheinen; aber vom Wetter abhängend war ich am ersten Freitag in Laxenburg, am zweiten in Baden, einmal fand ich den gastfreundlichen

Mann nicht zu Hause, und so reise ich ohne mündliche Entschuldigung ab, und muß mit Recht seinen Tadel voraussetzen. Wie oft kann der in seiner Zeit beschränkte Reisende nicht alles Interessante ergreifen, was sich ihm darbietet!

Die Zeit der Volksvergnügen im Prater ist schon vorüber; deßhalb beschlossen wir, trotz der Mißbilligung einer so schönen als geistreichen Frau, einen berühmten Tanzboden in der Nähe unsrer Wohnung zu besuchen. Wir fanden aber, um mit Lessing zu reden, leider nichts gegen den Staat, die Kirche und die guten Sitten. Der Saal und die Stuben waren groß und mit Kronleuchtern reichlich versehn; an den Wänden umher ward gegessen, in der Mitte bloß Menuett und Walzer, beides aber schlechter getanzt, als ich erwartete. Die Zahl der Männer überstieg wenigstens um das Fünffache die Zahl der Frauen, und in sonderbarem Widerspruch mit der sonstigen Eleganz, behielt jeder seinen Hut auf dem Kopfe. Höchstens drei vier Mädchen konnte man hübsch nennen. Eine sehr kleine Person erregte indessen meine Aufmerksamkeit. Sie hatte ein großes Umschlagetuch über ein faltenreiches schwarzes Kleid geworfen, trug einen

schwarzen mit vielen Bändern geschmückten Stroh-hut, und zierte sich in diesem Aufzuge beim Tanzen einer Menuet dergestalt, daß mir lange keine ergötzlichere Karikatur erschienen ist.

Acht und vierzigster Brief.

Wien, den 10. October.

Meine Ferienreise trifft so mit den Ferien auf allen andern Universitäten zusammen, daß ich weder in Prag, noch in Padua, noch hier Vorlesungen besuchen konnte, und mich mit einzelnen Erkundigungen begnügen mußte.

Die hiesigen Einrichtungen neigen sich in vieler Hinsicht so zu einem übertriebenen Zwange, wie die unsern zu einer falschen Freiheit. In Hinsicht der Lehrgegenstände und ihrer Folge, der Lehrbücher und Methode, sind die Lehrer, in Hinsicht des Besuchs der Vorlesungen die Studierenden beschränkter, als bei uns. Wenn indessen nur die Wahl zwischen beiden Abwegen möglich wäre, so spricht

nicht allein die Theorie gegen den Zwang, sondern dießmal auch die Erfahrung; denn die protestantischen Universitäten sind unläugbar den katholischen weit zuvorgeeilt. Das Richtigste liegt aber in manchen Beziehungen gewiß in der Mitte, und kann zum kleinern Theil durch öffentliche Gesetze, zum größern durch diejenigen Gesetze erreicht werden, welche jeder Einzelne nach erlangter Einsicht sich selbst giebt. Ich spreche zuerst von dem letzten Falle, und nenne es eine falsche Freiheit, wenn jemand die Universität bezieht, ehe er dazu vollständig vorbereitet ist; denn mit der Matrikel ist nichts gewonnen, sondern fast allemal ein Unglück für den Unreifen eingebrochen. Er hinkt nach, wo die Andern dem Lehrer mit Sicherheit folgen, er will aus falscher Zeitersparniß oder in verkehrter Eitelkeit tanzen, ehe er gehen kann.

Ohne Schulstudien bleiben die Universitätsstudien zur Hälfte unverständlich, und am ganzen Wissen und Thun derjenigen, welche sich darin vernachlässigten, ist für immer eine Unsicherheit, ein Schwanken leicht zu erkennen. Frägst du aber, welche Kenntnisse soll denn der Jüngling von der Schule mitbringen? so antworte ich, viel, aber nicht vieler-

lei. Es schmeichelt der Eitelkeit mancher Lehrer, wenn sie die Schüler mit Flitterchen aus allen Wissenschaften herausgeputzt, entlassen können; aber durch diese Flittern und Lappen hindurch sieht man in der Regel die schlechte nicht wärmende Grundbekleidung. Ein wenig Logik, etwas Metaphysik, einige Anekdoten aus der Erfahrungsseelenlehre und der Geschichte der Philosophie, vereinzelte Sätzchen aus dem Naturrecht, unscharfe Ansichten über die höhere Mathematik, Büchertitel aller Art u. s. w. — damit ausstaffirt tritt der Schüler auf, wähnt sich reich, und besitzt doch nur versilberte, verrufene Kupfermünze. Ich behaupte also wiederholt: all der Kram hilft nicht, sondern schadet. Wer dagegen die alten Sprachen so erlernt hat, daß er die großen Griechen und Römer nicht zu grammatischen Stolpereien und Silbenstechereien, sondern zur Erhebung und Begeisterung des Gemüths fertig lieset, wer sich in der Muttersprache richtig und nicht ohne alles Geschick ausdrücken kann, eine Uebersicht der Hauptbegebenheiten in der Weltgeschichte seinem Gedächtnisse eingeprägt, und reine Mathematik gründlich erlernt hat; — der ist aufs beste für die Universität vorbereitet.

Es ist zweitens das Ergreifen einer falschen Freiheit, wenn der Student auf der Universität faul ist; denn die Faulheit ist für den Studenten (und nicht minder für den Lehrer) die wahre Sünde gegen den heiligen Geist. Eine Aufsicht, wie für Schüler, kann freilich nicht eintreten; die Liebe zur Wissenschaft soll allein befeuern; aber der Faule sagt sich selbst von der Universität los und ist eher zu entfernen, als der, welcher sich etwa einmal duellirt oder Polizeigesetze übertreten hat. Man kann diese verletzen und doch den Grundcharakter des Studenten, das Studieren, festhalten; aber ein Fauler bleibt unwiderruflich ausgestrichen aus dem Buche der wissenschaftlichen Jünger.

Es ist drittens eine falsche Freiheit, daß Viele nach bloßer Willkühr die Universität verlassen. So wenig Soldaten im Felde ihrem Beruf entsagen und den Abschied fordern, eben so wenig soll der Student auf halbem Wege und vor der Zeit umkehren und der Wissenschaft entsagen.

Freilich, wenn sogar Behörden einst auf den Wahnsinn verfielen, den Schulen des Hippokrates Aphorismen, eine Summe der Theologie und Auszüge aus den Pandekten als Lehrgegenstände vorzu-

schlagen; so ist es kein Wunder, wenn der Jüngling Alles übereilen will und vergißt, daß man ehemals, wo die Wissenschaften weniger Umfang hatten, drei Jahre für die kürzeste Universitätszeit hielt, wenn er wünscht, oder sich von falschen Propheten anwünschen läßt, in 1½, in zwei Jahren, fertig gemacht zu werden! Was heißt dieß aber Anders, als: er wünscht aus einem geistvollen lebendigen Menschen, nicht einmal Handwerker, sondern eine todte Maschine zu werden; er glaubt, die Maschine könne sich selbst aufziehen, treibt Götzendienst mit dem ihm eingezwängten caput mortuum einer sogenannten Wissenschaft, hält eine Wolke statt der Juno umarmt, will sich wie ein Thier abrichten lassen, Brot zu apportiren! — Aber er wird sich getäuscht finden! Denn wenn er auch durch die auswendig gelernte Prüfung kommt, so kann er doch (und ich kenne kein größeres Unglück) nie den Kreis seiner Thätigkeit und seines Berufs ausfüllen. Ohne innere Kraft und ohne geistige Hülfsmittel wird er den Behörden ein Gegenstand steten Tadels, den Collegen ein Spott, dem Staate eine Last, sich selbst ein Gegenstand des Elends und der Verachtung.

Diese Gesichtspunkte soll jeder Einzelne sich selbst vor die Augen rücken, und sein eigener Gesetzgeber seyn; wenn es aber niemand thut, so dürfen meines Erachtens die Vorgesetzten keineswegs die Hände in den Schooß legen, sondern sie müssen einwirken, dem daraus hervortretenden Uebel entgegen treten, und jene Irrenden für die Freiheit erziehen. Ohne Rath, Weisung und bestimmten Entschluß treten die Meisten ihre akademische Laufbahn an, und ihre Aeltern hoffen, die vielen grundgelehrten und vortrefflichen Professoren würden schon dafür, und für die nöthige Aufsicht sorgen. Eigentlich findet aber gar kein fortlaufendes, eingreifendes, wechselseitiges Verhältniß zwischen ihnen und den Studenten Statt, und diese begehen Mißgriffe, gerathen in Faulheit oder zweckwidrigen Fleiß, bis sie am Ende ihrer Universitätszeit zu spät bereuen, daß man sie aus falscher Achtung für eine falsche Freiheit nicht auf den rechten Weg brachte. Freilich liegt der Fehler hier noch mehr an den Studenten, als an den Professoren: jene sollten Rath und Hülfe suchen, sich als die Bedürftigen anschließen, und bedenken, daß Gleichgültigkeit gegen die Lehrer von Auflösung des Universitätsstaats zeigt, und feindseliges Auftreten

gegen Alle insgesammt gar der schädlichste, verwerflichste, nichtswürdigste innere Krieg ist.

Ob es mit diesen Dingen vor dreißig oder funfzig Jahren besser stand, will ich nicht entscheiden, um nicht in meinen besten Jahren als griesgrämiger Lobredner vergangener Zeiten ausgescholten zu werden; daß aber in viel, viel früherer und fast vor aller geschichtlichen Zeit, Vorschrift und Sitte den Lehrern günstiger war, geht aus Menus altindischem Gesetzbuche hervor, wo es heißt: „Der Schüler schenke dem Lehrer einen Acker, oder Gold, einen Edelstein, eine Kuh, oder ein Pferd, einen Sonnenschirm, ein Paar Pantoffeln, einen Schemel, Getraide, Kleider, oder ein vorzüglich gutes Gemüse, so wird er sich in Gunst und Andenken bei seinem Lehrer erhalten. Wenn jemand seine Mutter ehrt, gewinnt er die irdische Welt, wenn er seinen Vater ehrt, die mittlere oder ätherische Welt, wenn er aber seinem Lehrer beständige Achtung erweiset, gewinnt er die himmlische Welt des Brama. Wenn der Studirende seinen Lehrer, obgleich mit Grunde, tadelt, so wird er bei der Wiedergeburt zum Esel werden, wenn er ihn fälschlich verunglimpft, zum Hunde, wenn er seine Sachen ohne Erlaubniß

braucht, (das heißt jetzt, seine Hefte drucken läßt) zum kleinen Wurme, wenn er sein Verdienst beneidet, zu einem großen Ungeziefer."

Wenn das Verhältniß der Professoren zu den Studenten viel zu lose ist, so erscheint das Verhältniß jener zu den vorgesetzten Behörden oft viel zu streng, so bald sie anders das Höchste der Wissenschaft darstellen und auch staatsrechtlich vertreten sollen. Aber ich fürchte, wenn man nicht zufällig an Oxford und Cambridge denkt, wird man die deutschen Universitäten bei der Nationalrepräsentation vergessen, und vielleicht die Handelssperre, aber nicht die wissenschaftliche Sperre innerhalb Deutschland aufheben. Jede Universität hat ihre Eigenthümlichkeit, ihre Vorzüge; keine besitzt alle Weisheit allein, sondern erscheint im Verhältniß zu den Uebrigen nur als eine Particularitas, als ein selbstständiges Glied in der lebendigen Kette aller Bildungsanstalten. Der Aberglaube von einer unbedingten Vortrefflichkeit bemeistert sich indessen oft der vorgesetzten Behörden, und erzeugt den falschen Zwang, die vaterländischen Universitäten besuchen zu müssen, er begründet ein Monopol, welches unnatürlicher und verderblicher wirkt, als alle Handels- und Gewerbsmonopole.

Denn hier kommt es nur darauf an, ob man ein Loth Kaffee um einen Pfennig zu theuer bezahlt, dort verkürzt man die gesammten Geisteskräfte des neuen Geschlechts auf eine in Zahlen gar nicht auszudrückende Weise. Es ist Pflicht des deutschen Bundestags diese Seelenverschreiberei allgemein aufzuheben, damit die Lehrer bei einem freien Verhältniß nur durch innere Würdigkeit sich Schüler erwerben.

Studentenunruhen, Fenstereinwerfen und dergleichen Ereignisse, welche auf unsern Universitäten wohl vorkommen, sind hier ganz unerhört; aber ich kann darin keinen großen Vortheil sehen. Einzelne Fälle der Art waren in der That keineswegs immer ganz ohne Gründe und ohne Nutzen; wendet sich aber Sinn und Weise der Studenten auf einer Universität ganz im Allgemeinen und fortdauernd zur Rohheit, so liegt der Fehler allemal mehr an dem Rector und seinem Zubehör, als an den bei einigem Verfahren leicht zu lenkenden Jünglingen. Es kann selbst einem Professor ordinarius in seines Herzens Geist und Empfindung vorkommen, als sey es bisweilen heilsamer dem Rector und Syndicus, als einem Studenten den Laufpaß zu ertheilen. Ist

dieß nicht dem großen Fichte widerfahren, als er die flachsten Studentenhändel weniger aufzulösen wußte, als die tiefsten Fragen der Wissenschaft?

Den Grund, welcher die Studentenregierung hauptsächlich erschwert, scheinen die Universitäten von größern Staaten angenommen und sich dadurch selbst eine Ruthe aufgebunden zu haben. So wie wohl Könige meinten, es herrsche sich am leichtesten und sichersten, wenn sie alle Stände und Körperschaften vertilgten und nur Millionen ganz vereinzelt herumlaufende Unterthanen in steter Aufsicht hielten, so meinten die akademischen Behörden, sie müßten alle Studentenverbindungen auflösen, um mit allen Einzelnen leicht fertig zu werden. Alle haben sich geirrt. Es ist, man weiß nicht ob mehr lächerlich oder mehr traurig, wenn Rector und Senat sich zu der hohen Jagd nach untauglichen Studenten anschicken, bald die Fährte des Einen, bald des Andern aufnehmen, und dann wieder verlieren, und nach langem Bemühen endlich athemlos vor einem unjagdbaren Subjecte stehen und in Gefahr kommen, demselben gegen alle Regeln das akademische Leben auszublasen, oder sich wegen ihres Jagdungeschicks auslachen zu lassen.

Dem Allen wäre vorgebeugt, wenn die akademischen Behörden Genossenschaften der Studenten beförderten, ihnen gewisse Rechte einräumten und Pflichten auflegten, gewisse Häupter anerkennten, aber auch schlechthin für gewisse Unordnungen verantwortlich machten. Wenn jetzt ein Vivat gebracht, ein Aufzug angestellt werden soll, u. s. w. so hat der Rector allemal Angst, ob dabei nicht ein Skandal entstehen werde; wer verbürgt sich dafür, an wen soll er sich halten? Sobald man dagegen unfehlbar gewisse anerkannte Häupter in Anspruch nimmt, werden gewiß keine Unordnungen entstehen, oder die wahren Sünder an den Tag kommen.

Als ich diese Ansichten hier jemanden vortrug, waren sie ihm ganz unverständlich; ich hoffe, du wirst sie begreiflicher finden.

Disputationen sind in Wien noch häufiger als bei uns, und Viele glauben auch hier, daß man dadurch am besten die Weisheit erforsche und die Untüchtigen abhalte. Wie herrlich stände es um die Wissenschaften, wenn dieser Glaube kein Aberglaube wäre, wenn Alle, welche auf diese Weise die höchsten akademischen Würden empfangen, wirklich ihre Meisterschaft dargethan hätten! Allerdings waren

einst die Disputationen von großer Bedeutung, aber diese ist ganz verloren gegangen, und man treibt jetzt mit der leeren Form einen thörichten Götzendienst, anstatt an eine Erneuung und geistreiche Wiedergeburt zu denken. Nichts ist kläglicher anzuhören, als wenn ehrenwerthe Männer öffentlich pfuschen; und dieß geschieht fast bei jeder Disputation, einmal in Bezug auf die Sprache, (denn Cicero würde oft glauben, man rede in einer ihm unbekannten Zunge) und zweitens in Hinsicht auf die Sachen. Denn weil nur wenige sich auf die Bocksbeutelei des schlechten Lateinredens gelegt haben, so fehlts an sachkundigen Opponenten, und der Theolog radebrecht dann wohl über die Mineralogie und der Naturkundige über die Dogmatik. Freilich behaupten die Philologen, jeder solle Latein sprechen lernen; aber wie Viele von ihnen lassen sich selbst krank melden, wenn es darauf ankommt, latein zu reden und zu disputiren! Wenn sie nun mit Recht die Gefahr scheuen, irgend eine Blöße zu geben, warum drängen sie Andre, in ihrem Fache zu pfuschen? Die Kenntniß der Latinität geht aber durch das Abkommen lateinischer Disputationen nicht verloren, so wenig als die Kenntniß des Griechischen

dadurch verloren gegangen ist, daß es kein Philologe mehr spricht. Ganz andere und weit strengere Prüfungen als bisher müssen eingeführt, aber von Keinem Dinge und Kenntnisse verlangt werden, die seines Amts nicht sind.

Oft vernachlässigen dagegen die Studierenden, was recht eigentlich ihres Amts ist. Auf den wahrhaft lebendigen Universitäten nämlich wirft sich ihre Begeisterung auf Geschichte, Philologie, Natur, und es bedarf einer Warnung, daß die sogenannten Brotwissenschaften keineswegs verächtlich sind, oder damit in Widerspruch stehen. Aber selbst ohne solche Warnung treiben die Forderungen der Welt jeden auf die ihm gebührende Bahn. Wenn die Studenten dagegen nur hören, was dereinst auf dem Abgangszeugniß stehen soll, wenn sie höchstens eine bequeme öffentliche Vorlesung nebenbei mitnehmen, und jene allgemeine menschliche Bildung als entbehrlich behandeln, so sind ihre Grundansichten viel verkehrter, und sie haben den Philister schon im Leibe, ohne es zu wissen.

Neun und vierzigster Brief.

Wien, den 11. October.

Unter allen Städten, welche ihre Kunstschätze weder selbst erzeugt, noch zusammengeplündert haben, möchte Wien die reichste seyn. Natürlich vergleiche ich hier nur die größern deutschen Städte, und denke an Dresden, München, Cassel, Berlin u. s. w. denn daß französische und englische Städte, daß Lyon und Bourdeaux, Bristol und Liverpool hier keine Vergleichung mit Deutschland aushalten, ist weltbekannt. Aber nicht so weltanerkannt sind die Gründe und Bedingungen dieser für Deutschland so glorreichen Erscheinung, welche indessen heute darzulegen nicht mein Zweck ist.

Aermer, als manche minder bedeutende Hauptstadt, erscheint Berlin; aber unser König thut für Kunst und Wissenschaft das, was ihm gebührt: er ist die Lebensquelle von Allem. Mißversteh mich

hierbei nicht: ich bin nämlich der Meinung, ein König müsse sich nie der Einseitigkeit hingeben, und dem, was seiner Persönlichkeit nicht anspricht, Schutz und Unterstützung entziehn. Er muß vielmehr in dieser Beziehung durchaus universell und wie gesagt, Lebensquelle von Allem seyn; er muß die Ueberzeugung haben, daß Anatomie und Metaphysik, Geschichte und Dichtkunst, Malerei und Musik, kurz, daß jede Geistesrichtung und Uebung in seinen Staaten einen Platz haben soll, und einen rechten Platz haben kann. Das ist seines Amts und mehr nicht: aber wie Viele verlangen in ihrer Kurzsichtigkeit und Eitelkeit noch ganz etwas Anderes, und gewiß etwas Verkehrtes. Unser König, ruft der Anatom, hat keine Idee davon, wie das Gehirn mit dem Rückenmark zusammenhängt; er weiß nicht, sagt der Philosoph, ob er eher das Ich oder das Nichtich setzen soll; ihm ists gleichgültig, meynt der Historiker, ob Troja 1000, oder 1100 Jahre vor Christus zerstört ward; er lieset meine Sonnette nicht, klagte ein Dichter; er wendet nicht einmal so viel Zeit aufs Zeichnen, wie ein Schüler; er kann keine Fuge von einem Canon unterscheiden u. s w. Allgemeines Mißvergnügen! und doch hat es keinen Zweifel,

daß, wenn jeder von den Klagenden König würde, die Leichen oder die Sonnette, die Zeichen- oder die Singübungen mit auf den Thron stiegen, das Uebrige aber wohl vernachlässigt bliebe. Im Chor ihrer Vorwürfe stimmen Alle überein, und vergessen ganz, daß sie selbst von dem Nichts verstehn, was ihre Nachbarn wissen und rühmen; aber die Entschuldigung: es sey keineswegs ihres Amts, soll allein beim Könige nicht gelten.

Unser König, sagte mir einst jemand im B—r Parterre, versteht doch gar nichts von der Musik, und der große achselzuckende alttestamentarische Kenner, oder kürzer der Narr, konnte gleich nachher die Clarinette nicht von dem Oboe unterscheiden! Gott bewahre uns vor künstlerischen und gelehrten Königen, wie Ptolemäus Auletes, Constantinus Porphyrogenetes, Alphons II von Castilien, Kaiser Rudolph II, Jakob I von England und dergleichen, welche das Pfuschen in dem, was ihnen nicht zukam, der würdigen Ausübung ihres größten Berufs vorzogen.

Denen, welche verlangen, daß ein König alles menschliche Wissen wisse, und jede menschliche Thätigkeit selbst übe, steht eine andere sehr verschiedene

Classe von Menschen gegenüber. Ihnen ist ein König nur der Schlußstein des Gewölbes, der letzte Haltungsring in der langen gesellschaftlichen Kette, eine Sache, die man im Verhältniß zu andern Sachen, oder ein Begriff, den man um anderer Begriffe willen, nicht ganz entbehren kann. In dem Maße jedoch, behaupten sie, als er unbedeutender, als seine Persönlichkeit gleichgültiger und folgeärmer werde, in demselben Maße steige die Trefflichkeit der geselligen Einrichtungen, und wenn erst ein ausgestopfter Strohmann den Thron einnehmen könne und der Staat dennoch seinen Gang gehe, sey die Quadratur des geselligen Cirkels erfunden. England habe sich dieser Vollkommenheit sehr genähert, indem es dort, wie die Erfahrung zeige, fast gleichgültig erschiene, ob der König bei Verstande, oder ob er wahnsinnig sey. In diesen Ansichten herrscht eine schädliche Verwirrung. Zu läugnen ist nämlich keineswegs, daß da, wo es ganz an Verfassungsformen mangelt, und Alles von der Persönlichkeit des Einzelnen abhängt, die Tyrannei nur durch die treffliche Persönlichkeit des Herrschers abgehalten wird. Für das Daseyn, für die ununterbrochene Dauer dieser Trefflichkeit fehlt es nun ganz an

Bürgschaft; darum trachten wir mit Recht nach Verfassungen, nach gesetzlichen Formen. Aber eben so verkehrt als Popens Sprüchlein: daß alle Formen gleichgültig wären, ist die Behauptung, daß alle Persönlichkeit jemals gleichgültig seyn könne, oder gleichgültig werden solle. Könnte irgend ein Verfassungsgehäuse wirklich so hölzern seyn, daß alle lebendigen Menschen sich dadurch in Holz verwandelten, und das ganze Leben eines Staats sich in die Klapperei einer Maschine auflöste, so wäre diese überweise Verfassung mehr als wahnsinnig. Englische Staatsmänner, wie Blackstone und Burke, würden die Hände über den Kopf zusammenschlagen, wenn sie jene Lehre vernähmen, die den König von Großbritannien unter großen Höflichkeitsbezeugungen in einen Popanz verwandelt. Und warum ihn allein, warum nicht auch wo möglich das Oberhaus und Unterhaus? Wäre es nicht am besten, wenn Alle verfassungsmäßig Narren und Schurken seyn könnten, und Alles dennoch vortrefflich ginge?

Der König ist ein lebendiger Mensch, und unser Verhältniß zu ihm soll lebendig und menschlich seyn. Aber da kommt die ungemein besonnene Kritik und fragt: wie kannst du ihn und sein Haus

lieben? Sind sie die schönsten, die klügsten, die witzigsten, die gelehrtesten im Lande? Wir wollen sie verbrauchen, wie sie da sind, aber von Liebe und persönlicher Anhänglichkeit zu sprechen, ist fade Schmeichelei, oder blinder Aberglaube. Sind denn, frage ich diesen Sachverständigen, der von persönlichen Verhältnissen nichts versteht, sind denn deine Kinder die schönsten und klügsten? dein Vater der gelehrteste, deine Frau die witzigste im Lande? Willst du sie auch nur gebrauchen und verbrauchen, weil und wie sie da sind, ohne Liebe und persönliche Anhänglichkeit? Die Wurzel, die Blume, die Krone des Daseyns wäre demjenigen vertrocknet und ausgetilgt, der mit skeptischen Verstandskunststückchen sich in diese weise Gleichgültigkeit hineinraisonnirte, und nun sein Bißchen künstlich hervorgetriebene Liebe nach der Goldwage austheilte. Die lebendige, persönliche Liebe zum König und seinem Hause, die aus dem Herzen des Volkes herausbricht, ist der ursprünglichste, liebenswürdigste Theil der Verfassung, und was einige Aberglauben nennen, ist ein Glaube, der größere Wunder thut, als alle Begriffsweisheit über Staatsrecht und Nationalverhältnisse, womit die Gebildeten sich oft das Maul

schmieren, ohne daß es im Kopfe viel heller und im Herzen wärmer würde.

So wie ich verwachsen bin mit meinem Vaterlande, so bin ich es auch mit meinem Könige, und das: es lebe der König, was an der Spitze aller geselligen Wünsche ausgesprochen wird, ist nicht eine leere Höflichkeitsformel, sondern geht aus der tiefsten Ueberzeugung hervor, daß alle irdischen Wünsche und Zwecke in Nichts zerfallen, daß der allgemeine Tod einbricht, wenn das Haupt des Ganzen fehlt oder leidet. Als die Franzosen sich von allen persönlichen Verhältnissen zu ihrem Könige lösten, ihn auf ihrer Verstandeswage zu leicht befanden und in sachlichen todten Formen ihr alleiniges Heil suchten, da hatte sie der Satan geblendet, und Gott hat sie dafür gestraft, daß sie sich blenden ließen. Dasselbe gilt von der Obrigkeit überhaupt. So meinten zur Zeit des deutschen Bauernkrieges Thomas Münzer und seines Gleichen, man könne die Obrigkeit nicht ehren, sobald sie nicht durchaus vollkommen sey, sondern fehle; worauf aber Landgraf Philipp von Hessen vor der Schlacht bei Frankenhausen sagte: „die Obrigkeit bedarf dann der meisten Ehre, wenn sie geschmäht wird, vielleicht

auch gefehlt hat. Deßhalb sollen die Unterthanen solche Schmach der Obrigkeit tragen helfen, und sie wieder zu Ehren bringen, daß man in Frieden und Einigkeit bei einander bleiben und leben möge. Wenn die Obrigkeit nie fehlte, stände ihre Ehre nie in Gefahr; dieweil sie aber menschlich fehlt und in Gefahr steht, will Gott sie schützen, und hat eben das Gebot gemacht, sie zu ehren."

Wie unläugbar grundfalsch die jetzo gerügte Ansicht sey, geht noch klarer hervor, sobald wir die Verkehrtheit ins Auge fassen, welche sich aus denselben Grundsätzen in der Betrachtungsweise der Könige entwickeln muß. Wenn sie lange an der Spitze von Millionen standen und die Neigungen, Wünsche, Bestrebungen so Unzähliger an sich vorübergehen sahen; so entsteht bei ihnen eine kalte Einsicht in das Eitele und Aeußerliche der irdischen Dinge, eine Welt und Menschenverachtung, wobei sie jeden ohne Ausnahme zu leicht befinden. Ihnen wird weit eher und natürlicher die Forderung, ihre Unterthanen zu lieben, eine abergläubige und unmögliche Forderung; anstatt der persönlichen Beziehungen treten sachliche hervor, welche jede Tyrannei nicht bloß entschuldigen, sondern sogar rechtfertigen.

Die Menschen sind den Tyrannen alsdann nur Steine, mit welchen sie ihre großen blutigen Spiele aufführen; sie verbrauchen nach den Grundsätzen der Geburts- und Sterbelisten jährlich so und so viel tausend Seelen. Die Lehren vom Rechte der Unterthanen, von Pflichten der Herrscher, von lebendigen Wechselverhältnissen durch eine ächte Verfassung, haben bei jener Grundansicht gar keinen Sinn; wogegen der Wunsch des mechanischen willenlosen Gehorsams als der Gipfel ausgebildeter Regierungskunst wo nicht laut ausgesprochen, doch im Stillen als Ziel vorgesteckt wird. Da nun, wo sich diese Ansichten der Herrscher und jene der Unterthanen begegnen, da hat das Einverleiben, Tauschen, Verwechseln seine gute Zeit, und damit die Politik ihr großartiges Ansehn doch nicht ganz verliere, wird sie mit etwas Arithmetik ausgesüßt oder eingesäuert.

Funfzigster Brief.

Wien, den 12. October.

Wärst du meiner Abschweifungen nicht gewohnt, ja wären sie nicht ausdrückliche Bedingung, unter welcher ich nur schreiben und du lesen willst, so würde ich meinen letzten Brief weggeworfen haben, da er von den Wiener Kunstsammlungen handeln sollte, und doch kein Wort von ihnen sagte.

Die vorzugsweise sogenannte Kunstkammer enthält, wie gewöhnlich, zum großen Theil nur Künsteleien und Curiositäten, und selbst die gerühmte Hebe von Unterberger gehört wohl zu dem Einen oder dem Andern. Benvenuto Cellinis Salz- und Pfefferfaß wäre mir lieber, oder selbst das Arbeitskästchen der Welserin; wenigstens sind beide in ihrer Art vollkommen. Du findest diese in den sehr anziehenden Sammlungen, welche von Auras hieher gekommen sind. Geschichtlich würden besonders ic

Rüstungen von einer sehr großen Anzahl berühmter Männer deine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen: ich nenne dir: Karl V, Ferdinand I, Philipp II, Alba, Schertlin, Mansfeld, Moriz von Nassau, Philipp von Hessen, Ulrich von Wirtenberg, Heinrich von Braunschweig, Johann Friedrich und Moritz von Sachsen, Glieder des Hauses Fregoso, Farnese, Gonzaga, Medicis, Este u. s. w. Ein Gemisch von Bewunderung, Theilnahme, Furcht, und Abscheu ergreift das Gemüth bei dem Anblick der kalten Gehäuse der hier im engen Raum vereinigten Männer. Wie müßten sie bei einer Wiedergeburt erstaunen, sich beisammen zu finden; aber das Feuer der höhern Welt würde sie gereinigt und verklärt haben, und in das Eisen eines eisernen Zeitalters könnten sich die Auferstandenen nicht wieder kleiden.

In Hinsicht von Bildsäulen und größern Kunstwerken ist das Antikenkabinet nicht reich; desto erfreulicher aber erscheint es, daß man in den neusten Zeiten wenigstens diejenigen Zweige vervollkommnet hat, für welche noch Ankäufe möglich sind. So verdient das erst vor kurzem aus Aegypten hergebrachte Denkmahl eine nähere Beschreibung und

Zeichnung. Es hat die Gestalt eines nach innen ausgehöhlten ziemlich flachen riesengroßen Sargdeckels. Am obern Ende ist ein Kopf ausgehauen ganz im ägyptischen Stile, den mittlern und untern Theil bedecken dagegen oft wiederkehrende Hieroglyphen. Viel bedeutender als dieß einzelne ägyptische wunderliche Werk, ist die äußerst zahlreiche und schöne Sammlung griechischer Vasen, welche ehemals Graf Lambert besaß, die vortreffliche Sammlung von alten geschnittenen Steinen, und manche Kunstwerke ähnlicher Art aus dem sechzehnten Jahrhundert. Niemals war jedoch das Bestreben, jedem Gegenstand die Schönheit zuzugesellen, so allgemein als in Griechenland, und nie hat man so viel erreicht, bis auf Lampen, Griffe, Löffelstiele, und Gewichte hinab. Bisweilen regt sich auch bei uns etwas Aehnliches, aber nicht immer glücklich; wenigstens scheint mirs keine Veredlung, sondern eine Verkünstlung der alten biedern Nadelkissen, wenn man jetzt einem alten Judenkopfe die Nadeln als Barthaare einsetzt.

Meine besondere Aufmerksamkeit richtete ich auf die Münzen des eilften bis vierzehnten Jahrhunderts, großentheils in der Hoffnung, Bildnisse der bedeutendsten Männer zu finden, aber kein König

von England oder Frankreich, kein Pabst oder hohenstaufischer Kaiser war vorhanden. Durch die nicht genug zu rühmende Dienstfertigkeit der Herrn Aufseher fanden sich aber bei Sicilien drei vortreffliche Goldmünzen mit dem Bildnisse Friedrichs II, welche abzeichnen zu lassen, mir zuvorkommend erlaubt wurde. Ginge dieser Brief nicht bloß an dich, sondern würde er gedruckt, so möchte ich hinzusetzen: daß der bereitwillige Leser mir gar keinen größern Dienst erzeigen könne, als wenn er mir ächte Bildnisse nachwiese von Gregor VII, Alexander III, Innocens III, Gregor IX, Innocens IV, Gottfried von Bouillon, Richard Löwenherz, Ludwig IX und den hohenstaufischen Kaisern. Vielleicht bliebe diese öffentliche Bitte nicht ganz fruchtlos.

Dieselbe Dienstfertigkeit und Höflichkeit, wie auf dem Antikenkabinet, fand ich auf der Bibliothek, deren schönes Aeußere wohl nur durch das der Dresdner übertroffen wird. Die alten Handschriften und Drucke, die peutingersche Karte, das Brevier der heiligen Hildegard, der in Erz gegrabene altrömische Senatsschluß u. s. w. ziehen jeden Freund der Literatur an; weit sehnsüchtiger blickte ich indessen nach alten unbenutzten Handschriften über die

deutsche Geschichte, welche ich jetzt nicht einmal näher betrachten wollte, um mir nicht nutzlos das Herz schwer zu machen. Das zum Ankauf neuer Bücher jährlich ausgesetzte Geld kann weder hier, noch in Venedig, noch in Prag hinreichen, und es ist zu hoffen, daß die österreichische Regierung jene Summe bald erhöhen und zum Nachkauf des Fehlenden ein Bedeutendes außerordentlich anweisen werde. Den letzten Wunsch hegen wir, wie du weißt, um so lebhafter für Breslau, da auch hier einzelne Fächer hinter den andern sehr zurückstehn, und aus ihrer vorzüglichen Begünstigung beim Ankauf von Büchern wiederum die Halbheit der andern Abtheilungen folgen müßte.

Das kaiserliche Zeughaus laß ja nicht unbesehn. Es ist unmöglich, Flinten, Pistolen, Säbel und anderes Mordgewehr zweckmäßiger, geschmackvoller und mannichfaltiger anzuordnen. Du wirst lächeln, wenn ich die Säulen, die Wappen, die Deckenstücke u. s. w. lobe, welche daraus gebildet wurden, und doch spreche ich im vollen Ernste. Gottfried von Bouillons rother mit Federn geschmückter Sammthut würde mir noch anziehender gewesen seyn, wenn

ein Sachkundiger die Zweifel über seine Aechtheit widerlegt hätte.

Das ist, sagte der herumführende Wachtmeister, der Koller des bei Lützen erschossenen großen Königs von Schweden, Gustav Adolph. Der einfache Sinn dieses alten katholischen Kriegsmanns hatte ihm zu einem unbefangenen Urtheil verholfen, während das kritische Bestreben manchen Historiker mißleitet und zu einer Art der Abwürdigung geschichtlicher Personen führt, welche vor menschlichen Gerichtshöfen unpassend erscheint. Daß er der göttlichen Barmherzigkeit und Gnade zu seiner Seligkeit bedürfe, und durch sein Verdienst darauf kein vollgenügendes, zu ertrotzendes Anrecht habe, das wußte Gustav Adolph als ächter Protestant. Von Sünden erlösen und selig sprechen kann keine irdische Gewalt; gegen diese eitle Allgenugsamkeit menschlicher Gerichtshöfe richtete sich seine Thätigkeit. Im Himmel herrscht Einer, auf Erden aber bewahre uns dieser Eine vor einem allmächtigen Kaiser und einem allmächtigen Pabste. Gustav Adolphs Kampf war nicht geringer als der des Jahres 1814, und wenn sich damals auch unreine und schlechte Triebfedern und Zwecke einmischten, wer wagt dieß von

unserer Zeit zu läugnen? In welcher Rangordnung die Helden aller Zeiten vor Gott stehen, kann niemand entscheiden; aber an der menschlichen Betrachtungsweise sollen wir nicht so lange drehn und deuteln, bis in dem bodenlosen allgemeinen Wirrwarr Alexander und Agathokles, Gregor VII und Alexander VI, Karl V und Philipp II, Gustav Adolph und Heinrich VIII, Oranien und Alba, als gleichartig, oder doch nur wenig unterscheidbar erscheinen; bis das Gute als eigentlich böse, und das Böse als eigentlich gut dargestellt, gleichgesetzt, und beides abergläubig verehrt oder ungläubig verworfen wird. Solch Verfahren vernichtet alle Geschichte.

Obgleich die kaiserliche Gemäldesammlung durch die Franzosen sehr geplündert worden ist, zeigt sie doch noch immer große Schätze von Raphael, Leonardo, Correggio, Guido Reni, Andrea del Sarto, Murillo, Titian, Paul Veronese u. s. w. Höchst sehenswerth sind aber außerdem die Sammlungen der Fürsten Esterhazy und Lichtenstein. Die Bilder von Leonardo da Vinci in der ersten, die von Correggio, Titian und Guido Reni in der letzten verdienen den höchsten Preis. — Ich will jedoch vorsätzlich weder viel nennen noch beschreiben, weil

ich weiß, wie gern man Gemäldebeschreibungen in Reisebeschreibungen überschlägt; aber das unendlich schöne Bild Wallensteins von van Dyk, in der lichtensteinischen Sammlung, verdient schon seines geschichtlichen Interesses halber eine Ausnahme. Diesem Angesichte wird niemand das Zeugniß versagen, er habe ein von der Natur gegebenes Anrecht zum Herrschen.

Sonderbar wirkt es, wenn man nach langer Betrachtung der idealischen Meisterwerke der Italiäner zur niederländischen Schule übergeht. Wie roh und ungeschlacht stellen sich selbst die Rubens dar, wogegen die komische Seite der Malerei hier eine eigene Welt bildet, von der man in Italien kaum eine Ahndung gehabt zu haben scheint. Ich weiß wohl, welche Einwendungen besonders gegen das Niedrigkomische gemacht worden sind, aber es giebt auch Gegenstände, welche bei aller idealischen Haltung an sich selbst unkünstlerisch und nur durch die darauf verwandte Kunst bedeutend geworden sind. Abgesehen von dieser Kunst und dem Umstande, daß wir uns an diese Darstellungen schon gewöhnten, was würde ein Grieche dazu sagen, wenn man Kreuzigungen malt, Grablegungen, Beschneidungen, He-

rodias mit dem Kopf des Täufers, ferner das Steinigen und Schinden der Märtyrer, und ähnliche Gegenstände. Antworte man nicht, der Grieche hat hierüber als Heide kein Urtheil; auch ein guter Christ darf zweifeln, ob der große Reichthum christlicher Mythologie hier glücklich und richtig benutzt sey; wogegen kein kunstgebildeter Heide den Mittelpunkt und Triumph christlicher Darstellungen, die heiligen Familien, verwerfen könnte oder verwerfen würde.

Jene Kunstsammlungen der Fürsten Lichtenstein, Esterhazy und so mancher österreichischen Großen stellen sich der platt demokratischen Ansicht entgegen, welche verlangt, daß alle Besitzthümer der Erde in gleiche Theile getheilt und überwiegend reiche Familien nicht geduldet werden sollen. Eine solche unbedingte Mittelmäßigkeit des Vermögens würde eine allgemeine Mittelmäßigkeit der Bestrebungen und Zwecke herbeiführen, und die Menschheit sich alsdann schwerlich über Rindviehzucht und Schafzucht, über Wollenweben und Ledergerben erheben. Allerdings sind ganze Staaten und Völker in einer solchen Mittelmäßigkeit der Bestrebungen verharrt, aber sie führen auch deßhalb den welthistorischen Reigen keines-

wegs an, und wenn gleich die gewaltige Einseitigkeit eines Staats den schönen Reichthum eines andern auf eine Zeitlang in Schatten stellen kann, so wird doch durch den Ablauf der Zeit die wahre Bedeutung gewiß anerkannt und hergestellt. Rom konnte Griechenland unterjochen, wer stellt es aber um deßwillen in jeder Beziehung höher? England prangt in größter Macht, während Venedig und die vereinigten Niederlande begraben wurden; demungeachtet muß die Vielseitigkeit und individuelle Merkwürdigkeit dieser Staaten, aus ganz andern Gründen und Erscheinungen, als aus diesem einzelnen Ereigniß beurtheilt werden.

Ein und funfzigster Brief.

Wien, den 13. October.

Fast jeden Abend besuchte ich, meiner Vorliebe gemäß, das Schauspiel, aber demungeachtet fühle ich mich außer Stande, ein gründliches Urtheil darüber zu fällen; da z. B. die von allen Parteien am

lautesten gepriesene Madam Schröder, während der ganzen Zeit meines hiesigen Aufenthalts, auch nicht ein einziges Mal spielte. Laß dir also an wenigen einzelnen Bemerkungen genügen. Keines der hiesigen fünf Schauspielhäuser steht frei, keines zeigt ein schönes oder erhabenes Aeußere. Am kleinsten und unbedeutendsten ist das Josephstädter, wo ich am ersten Tage nach meiner Ankunft das Neusonntagskind aufführen sah. Der an sich schlechte ernsthafte Theil dieses Wiener Erzeugnisses ward auch schlecht genug gegeben; wogegen Hr. Seligmann als Herr von Heinzenfeld und Hr. Raimund als Hausmeister unläugbar den ausgesprochenen Beifall der Zuschauer verdienten.

Das Theater an der Wien, am Kärnthnerthore und das Burgtheater stehn unter einer allgemeinen Leitung, und kommen sich wechselseitig zu Hülfe, obgleich dieß nur unter gewissen Beschränkungen geschieht, und die kaiserlichen Hofschauspieler mit den Uebrigen nicht unbedingt Plätze und Kämmerchen verwechseln wollen. Wenn man aber diese drei Theater als ein Ganzes betrachtet, wenn man annimmt, daß alle künstlerischen Talente sich unterstützen und zu einem Zwecke unweigerlich verwandt

werden können, so ist es außer Zweifel, daß auf keinem einzelnen deutschen Theater so etwas Vollendetes geleistet werden kann, als in Wien. Schauspiel, Musik, Tanz, Erleuchtung, Dekorationen verdienen unter diesem gemeinsamen Gesichtspunkte gleiches Lob, und nur jene Trennung und Lähmung der Kräfte veranlaßt vielleicht ein Zurückbleiben hinter dem erreichbaren Ideale.

Wenn die leitende Behörde, wie mir der würdige Hr. Direktor Schreyvogel versicherte, dahin zu wirken sucht, daß der große Reichthum an Talenten rücksichtslos zur Erreichung der vollendetsten künstlerischen Darstellungen benutzt werde, so ist sie gewiß auf dem löblichsten Wege, und jeder Schauspieler und Sänger, dem die Kunst am Herzen liegt, muß dazu gern die Hand bieten.

Jene drei genannten Schauspielhäuser weichen in ihrer innern Einrichtung bedeutend von einander ab. Das am Kärnthnerthore zählt fünf Reihen Logen und ist im Verhältnisse zur Breite sehr hoch. Beim Mangel einer größern Mittelloge, erscheint jedoch die gleichmäßige Theilung etwas einförmig, und die Trennung der einzelnen Logen unter sich erinnert an die italiänische Einrichtung. Das Parterre

dagegen ist so eingerichtet und abgetheilt, wie bisher im Berliner Schauspielhause. Alterthümlicher und prächtiger zeigt sich das Burgtheater, aber die schmale Bühne steht in keinem guten Verhältnisse zu der gewaltigen Länge des Gebäudes, und an den großartigen Eindruck des Berliner Opernhauses ist nicht zu denken. Am heitersten stellt sich das Schauspielhaus an der Wien dar, auch ist die Scene breiter als bei den Uebrigen, und das Parterre erhebt sich allmählig ohne weitere Abtheilungen. Nur einige Logen sind gesperrt, und für den Hof ist nicht eine größere der Scene gegenüber angebracht, sondern eine auf der rechten Seite zunächst an der Vorbühne.

Jetzo sollte ich nun wohl einige persönliche Beurtheilungen folgen lassen; mir behagts aber für dießmal mehr das Wiener als das norddeutsche Verfahren zu beobachten. Zwischen beiden findet ein so bedeutender Unterschied Statt, daß es unmöglich ist, ihn nicht sogleich zu bemerken.

Das norddeutsche Publikum z. B. in Berlin und Breslau, steht in der Regel zu den Schauspielern und Sängern in einem kritischen, das Wiener dagegen in einem bewundernden Verhält-

niß. Beides zum Aeußersten getrieben, erscheint als Verkehrtheit; aber ich frage: befindet sich die Kunst und der Zuschauer besser, wenn bei der Unmöglichkeit vollkommenen Gleichgewichts das eine oder das andre vorwaltet, und da erkläre ich mich für die Wiener Weise. Zuvörderst folgt daraus, daß die fünf Schauspielhäuser hier immer voll sind, während in Berlin und Breslau in dem Verhältniß zur Bevölkerung ungleich weniger Menschen das Schauspiel besuchen. Dadurch erhält man dort weit mehr Geldmittel als hier, oder kann durch wohlfeilere Preise den Eintritt erleichtern, und ich meine, der Schauspieler und Sänger wird durch ein aufmerksames freundlichgesinntes äußerst zahlreiches Publikum besser erzogen und angespornt, sein Möglichstes zu thun, als wenn das Haus leer und am andern Tage eine graue Kritik in der grauen Zeitung abgedruckt ist. Sobald man nur nicht polizeilich auf eine recht verkehrte Weise alle Zeichen des Beifalls und Mißfallens beschränkt, so wird die unmittelbar bei den Darstellungen ausgeübte Kritik stets lebendiger wirken, als die Gedruckte, welche für den Gelobten immer nur schwach nachtönende Stimme eines Einzelnen ist, und den Getadelten in Zorn oder Gleich-

gültigkeit versetzt. Sie bleibt also fast immer unfruchtbar für die in Anspruch Genommenen, wirkt aber auch auszehrend für den Kritiker selbst, und es ist fast unausbleiblich, daß junge Männer, welche nicht bloß hie und da im Gefühl ihrer Kraft einzelne Schwärmer ausschicken, sondern im Kritisiren und Recensiren, im Journale Lesen und Journale Schreiben sich recht eigentlich ansiedeln, ihr erzeugendes Feuer verlieren, und sich in bloß verneinende Naturen verwandeln. Die Kraft, welche, richtig und beharrlich verwendet, ein daurendes Kunstwerk hervorgebracht hätte, ist in unerquickliche vergängliche Schnitzel verschnitzet worden, und je später ihnen „bei ihrem kritischen Bestreben um Kopf und Busen bang wird," desto schwerer sind sie zu erretten. Aber Lessing, höre ich einwenden? — Bist du Lessing, erwiedere ich, so gehe hin und thue deßgleichen: aber hat nicht selbst Lessing einen großen Theil seiner herrlichen Kräfte auf Gegenstände verwandt, die es nicht verdienten?

Die Zuschauer befinden sich bei einer bewundernden Stimmung gewiß besser, als bei einer kritischen, und die Theilnahme, die Beweglichkeit, die Freude tritt dort viel lebhafter hervor. Solche Jagd nach

Schönheiten soll aber, so sagt man, nicht Statt finden, sie ist ein äußerliches unkünstlerisches Bestreben, und führt zu einer ganz gemeinen Genügsamkeit. Allerdings soll man sich vor diesem Abwege hüten; aber die Jagd nach Fehlern ist noch ungemüthlicher und führt gewiß nicht in den Garten der Dichtkunst, sondern recht eigentlich aufs Trockne.

Ueberhaupt nicht geneigt, aus jeder Vorstellung ein kritisches Urtheil nach Hause zu tragen, sondern an Ort und Stelle zu genießen, fand ich mich sehr leicht in die Stimmung des Wiener Publikums und nahm z. B. sogleich an dem lauten Beifall Antheil, welchen man für das Spielen der Ouvertüre zu Joseph von Aegypten zu erkennen gab. In der That war das Piano und Crescendo meisterhaft, und es ist unrecht, daß die Zuschauer sich im Bezug auf das Orchester fast überall gleichgültig verhalten. Die unvergleichliche Milder fanden wir leider nicht hier; sie singt, klagten die Wiener, da am wenigsten, wo sie angestellt ist; vielleicht hören wir sie künftig öfter in Gastrollen. Doch ist auch die Stimme der Madam Seidler, gebornen Wranizki, sehr ausgezeichnet; Wilds Tenor aber, der wohllau-

tendste, reinste, menschlich ergreifendste, den ich je gehört habe. Die Romanze z. B. im Joseph: einst zog ich an meiner Brüder Seite, und der Troubadour in Johann von Paris wurden hinreißend schön gesungen.

In der deutschen Hausfrau lernte ich Madam Weißenthurm auch als eine tüchtige Schauspielerin kennen, in den falschen Vertraulichkeiten nach Marivaux entwickelte Madam Löwe als Julie von Grünau eine feine Charakterrolle auf bewundernswerthe Weise, und ward besonders von Herrn Krüger und Herrn Rose als Prokurator Rasch und Dornberg sehr tüchtig unterstützt. Was kanns aber helfen, daß ich dir noch mehre Schauspieler und Schauspielerinnen nenne und einige lobende Beiwörter hinzufüge? zu wenig für den, der sie nicht kennt, und überflüssig für den, welcher sie öfter sah. Doch kann ich unmöglich verschweigen, daß mir Demoiselle Adamberger in erhabenen, wie in leicht gewandten Rollen nicht bloß als eine talentvolle Schauspielerin erschien, sondern in meinen Augen über ihr ganzes Wesen eine solche Zartheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit verbreitet war, daß ich bei längerm Aufenthalte, ungeachtet des gänzli-

chen Mangels an Anlage und Geschick zum Rinaldo, dennoch Gefahr liefe, verzaubert zu werden. — Wenn hier ein Kritiker ausruft: bei solchen persönlichen Schwächen bildet der liebe Mann sich ein, sachliche Urtheile abgeben zu können, so antworte ihm: nur eine Sache könne Dem. Adamberger als Sache betrachten, und über sie ein sachliches Urtheil abgeben. Glaubhafte Personen dagegen bezeugten zu meiner Freude, daß jene Vorzüge nicht bloß ein Schein wären, welcher erst auf der Bühne entstehe, sondern daß sie aus dem ganzen würdigen Leben hervorgingen.

Um es aber an sachlichen Urtheilen nicht ganz fehlen zu lassen, füge ich noch hinzu: erstens, daß der große Pudel im Walde bei Bondy, nach allen Regeln von Engels Mimik gebrummt, gebellt und gewedelt hat; zweitens, daß die Aufschrift: Retour-billet für das Parterre noble, schlechtes Deutsch ist, und unbeschadet besserer Uebersetzungen, vorläufig, Wiederkehrzettel für die Edlen auf Erden, heißen könnte.

Die Censur für jene drei Haupttheater ist streng, ja pedantisch, und deßhalb waren z. B. aus Schalls Theatersucht mehre der besten Einfälle weggeblieben;

dennoch hat das Publikum sich viele Male daran von Herzen ergötzt. Ein Wiener ernsthafterer Art fragte mich: ob Herr und Madam Schütz das Stück nicht übel nehmen würden? Ich entgegnete, daß Schauspieler, welche Jeden vom Bettelmann bis zum Kaiser durchziehen, die Jedem zumuthen, er solle Scherz verstehn, die Alles auf die Bühne bringen, für sich gewiß keine Ausnahme verlangen würden. Sokrates und Aristophanes, fügte ich hinzu, haben sich deßhalb nicht entzweit, sondern trinken in Platons Gastmahl recht freundschaftlich zusammen, und ich wette, daß die Herrn Schütz und Schall in Folge einer vorhergegangnen Ladung, sich dasselbe gefallen ließen. Die Geschichte schweigt, wie sich Xanthippe in dieser Sache benommen habe, da sie immer zu Hause bleiben mußte, und kaum für ein Pertinenzstück ihres Mannes galt; das neue Künstlerpaar tritt dagegen gleich gewichtig auf, und wenn auch Hr. Schall und Hr. Schütz für sich bescheiden die bekannte Wahrheit anführten, daß jede Vergleichung, also auch die mit dem Aristophanes und Socrates hinke, so wird doch Madam Schütz gewiß nicht abschlagen dürfen, als Diotime jenem Gastmahle beizuwohnen.

Das Leopoldstädter Theater wird von Vielen ganz verachtet, und verworfen; aber ich trete ihnen nicht bei, sondern auf die Seite des Volks. Kein Schauspiel in der Welt hat so viel Ansprüche, ein Nationaltheater zu heißen, keins ist so ganz aus dem Volke und aus der Gegenwart entsprungen, keins greift so von allen Seiten in die Ansichten und Lebensweise der Oesterreicher und der Wiener Bürger ein. Diese sehen sich selbst spielen, und die Censur ist hier äußerst liberal, so daß von den Staatsbeamten und Banknoten bis zu den Fiakers und Garküchen hinab Alles in den mannigfachsten Wendungen vorgeführt wird. Ganz uneingedenk des Grundsatzes, daß der Mensch eine ernsthafte Bestie sey, oder seyn solle, habe ich hier unermeßlich über Dinge gelacht, wobei ein strenger Aesthetiker sein Gesicht in tausend Falten legen würde, und Hr. Ignatz Schuster als Parapluiemacher, oder lebendig todter Hausherr, war mir lieber als eine ganze Rudel von Helden und ersten Liebhabern. In seiner Art gehört Ignatz gewiß zu den ersten Schauspielern auf Erden.

Im Fall einer solchen Darstellung, und in Wien, sagen manche Kritiker, mag man diese Stücke

dulden, aber an und für sich taugen sie gar nichts. Ich entgegne: dieß an und für sich ist mir unverständlich. Soll aller örtliche und zeitliche Witz, der so kräftig wirkt, ja Blitzen gleich im Lustspiel einschlägt, soll der verbannt, und ein Witz für alle Völker und Zeiten erfunden und allein geduldet werden? Dann möge man nur ja den Aristophanes nicht mehr an die Spitze der Komiker stellen, so wie dieser, abgesehn von andern Seiten, in Ansehung der Plumpheiten und Zoten weit weniger gerechtfertigt werden kann, als die heitern, unbefangenen Spaßereien aus Wien. Allerdings würde das Leopoldstädtische Schauspiel noch vortrefflicher werden, wenn ein großes Talent ganz unbekümmert um das an und für sich Stücke zur dasigen Aufführung schriebe; aber selbst wie sie jetzt sind, stehen sie in ihrer Art höher, als Manches, was sehr vornehm thut. Ueberhaupt geht die ganze feindliche Ansicht größtentheils aus einer falschen Vornehmheit hervor: das Volk, behauptet man, soll an dem Gefallen finden, was den graduirten Gelehrten, oder den Comtessen und Baronessen gefällt, das Volk taugt nichts, weil es daran nicht Gefallen findet; die Direktionen taugen nichts, wenn

sie auf das nichtswürdige Volk Rücksicht nehmen. — Ich dagegen behaupte: das Volk kann und soll seine Haut nicht wandeln, es soll ihm so gut als den Vornehmen überall sein Recht und sein Vergnügen bleiben, und das Schicksal jenes Parapluiemachers, dem ein kälberner Schnitz im Leibe durch die zufällig gegessenen Eisknödel einfriert bis zum nächsten Thauwetter, dieß Schicksal hat mich mehr gerührt und ergriffen, als manche Schicksalstragödie. Anstatt den Helden mit seinem Zubehör verdienter Maaßen den peinlichen Gerichten zu überweisen, wird in diesen Trauerspielen nicht selten nach dem arithmetischen mehr als eiskalten Schema eines Hexen-Einmaleins, durch fünf Akte hindurch eine angeblich künstlerische Folterei angestellt und mit der Regelmäßigkeit einer Spinnmaschine den, ihrer Willkührlichkeiten halber abgesetzten, Parzen vorgearbeitet. So wenig der Anatom dadurch einen lebendigen Menschen zu Stande bringt, daß er trockene Knochen neben einander legt, oder mit Zwirnsfaden an einander bindet, so wenig wird auf diesem Wege ein ächtes Kunstwerk entstehn. Diese erwachsen wie die lebendigen Menschen, und ein lebendi-

ger Mensch ist nie Erzeugniß der Arithmetik oder Mechanik.

Gern hätte ich in Wien große Kirchenmusiken oder bedeutende Concerte gehört, aber diese Genüsse werden nur im Winter dargeboten. Eine Singakademie nach der Berliner Weise fehlt, und ohne eine solche möchte sich das Verständniß der großen geistlichen Musiken schwer eröffnen lassen. Das Ohr muß darauf vorbereitet und dafür eingeübt werden, und erst durch eine größere Anzahl so erzogener Liebhaber, ist die allgemeine Veredlung des Geschmacks möglich.

Von einer geschickten Klavierspielerin hörte ich erstaunt, Haydn und Mozart wären nicht mehr Mode. Sie nannte mir einige Tonsetzer als jetzige Tonangeber, deren Namen ich zu meiner Schande noch nicht kannte. So hat denn die Musik hier wohl dasselbe Schicksal, wie überall. Mit sehr wenigen Ausnahmen kennen ihre Verehrer Nichts, und wollen Nichts kennen, als die Erzeugnisse des Tages, und fast buchstäblich des Tages; denn das Neue hat als solches für sie allemal Werth, und das Aeltere wird als solches allemal verächtlich bei Seite geschoben, oder dessen Daseyn nicht einmal vernommen. Selbst die

sonst so allgemein wirksame Neugier scheint auf dem musikalischen Boden ihre Kraft einzubüßen, und Niemanden ist daran gelegen, auch nur geschichtlich zu wissen, wie es früher mit der Kunst beschaffen war. Ganz das Entgegengesetzte geschieht in der Malerei; deren alte große Meister so unwandelbar, so mit Herz und Sinn verehrt werden, daß man sich eher gegen neue Künstler unbillig, als nachsichtig zeigt. Auf jeden Fall führt nun dieß Verfahren zu einer vielseitigen, umfassenden Kenntniß, zu einer richtigern Würdigung, zu einer wahrhaftern Begeisterung, zu mannichfaltigern Genüssen, mit einem Wort zur ächten vollendeten Kunst. —

Einige möchten sich damit entschuldigen, daß die großen musikalischen Kunstwerke dem Einzelnen schwer zugänglich sind; aber der Zeichner, dem der Vatican und das Kapitol auch nicht zugänglich sind, weiß doch mehr von den großen Malern, als die Musikfreunde von den großen Musikern, und ist die ältere Instrumentalmusik z. B. für das Clavier, nicht jedem zur Hand, der nur die Hand nach diesen unschätzbaren Schätzen ausstrecken will? Durch Einzelnes, was im Händel dem Neuesten ganz verwandt klingt, z. B. die Variationen aus E dur,

findet sich vielleicht ohne Mühe der Uebergang zu seinen eigenthümlichern, kühnern und großartigern Dichtungen; Johann Sebastian Bach dagegen wird jedem verworren, unverständlich und bei den Schwierigkeiten seiner Claviersachen selbst unspielbar bleiben, der ihm nicht ein längeres und ernstes Studium widmet. Kein Studium aber lohnt sich schöner; die Verwirrung löset sich auf in die kunstreichste Ordnung, aus dem Riesenbau seiner Harmonieen blühet ein Blumenkranz vorher unbemerkter, wundervoll in einander geschlungener Melodien auf, und ein ganzes Leben reicht nicht hin, den unerschöpflichen Reichthum dieses in seiner Art durchaus einzigen Künstlers sich zu eigen zu machen und ihn zu beherrschen. Wenn jemand diesen Reichthum bezweifelt, so vergleiche er zur Probe nur die letzten Takte, die Tonschlüsse seiner Claviersachen mit der sich hier offenbarenden leidigen Armuth von neuern beliebten Komponisten. — Wer Friedemann Bach nur einmal im Vorbeigehn ansieht, wird über dessen Sonderbarkeit und seinen Eigensinn klagen; wer ihn aber näher kennen lernt, achtet diese große, nicht erkünstelte Eigenthümlichkeit und die unbeschreibliche Zartheit seiner Modulation. Philipp

Emanuel Bachs Fantasien gehören zu dem Kühnsten und Wunderbarsten, was für das Clavier geschrieben ist, ja sie sind, mit Ausnahme der chromatischen Fantasie seines Vaters, in ihrer Art das Höchste. Welche Lieblichkeit, welcher Gesangreichthum findet sich dagegen in seinen Rondos, wo die einzelnen Gedanken wie helle Perlen dahinrollen, alle aber dennoch durch einen zarten Faden zu einem Ganzen, zu einer herrlichen Perlenschnur verbunden sind.

Diese gerügte Einseitigkeit der musikalischen Bildung führt auch zu einer leichtsinnigen und oberflächlichen Behandlung der öffentlichen Concerte. Kaum hört man alle Jahre einmal ein ächtes großes musikalisches Kunstwerk, wogegen nur zu oft alte Herrn dem geduldigen Publikum zum hohen Kunstgenuß Gellerts Fabeln abdeklamiren, und von den Puppen weggelaufene Affenschwänzchen gar ernsthaft Schillers Worte des Glaubens hersagen.

Zwei und funfzigster Brief.

Wien, den 14. October.

Heute war ich in einer Gesellschaft, wo so wichtige Gegenstände berührt wurden, daß man darüber viele dicke Bücher schreiben könnte. Wenn ich statt dessen nur einen Brief schreibe, so folgt von selbst, daß ich nicht tief eingehn, sondern nur den Gang des Gesprächs andeuten will. Unter dem Schutz dieser Selbsterkenntniß meiner oberflächlichen Berichtserstattung, wage ich also zu behaupten, daß man hier im Allgemeinen, in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten, ein besonneneres, gemäßigteres Urtheil und Benehmen findet, als bei uns; aber auch auf der andern Seite eine größere Aengstlichkeit und Beschränktheit. Eins schickt sich wohl nicht für Alle, und es ist Recht, daß jeder Staat, jedes Volk, jeder Einzelne seiner Eigenthümlichkeit folge und sie nur vor Auswüchsen zu bewahren suche.

Ich konnte die Behauptung eines verständigen Mannes nicht abläugnen, daß im Preußischen gewaltig viel über die Regierung raisonnirt werde; wohl aber entgegnete ich, daß daraus nirgends ein bedeutendes Uebel hervorgegangen sey, verwies auf die Geschichte der letzten Jahre und versicherte, daß demungeachtet jeder Preuße sehr wohl wisse, es sey für ihn und seine Natur zu Hause immer am Besten bestellt, und wenn auch alle andern Staaten ihre Landesthore weit aufmachten, würden selbst die Unzufriedenen sich sehr hüten auszuwandern, und noch weniger ihren König mit irgend einem andern aus der alten oder neuen Schule vertauschen wollen. Sie loben, fuhr ich fort, daß bei uns eine größere Preßfreiheit herrscht, als im Oesterreichischen, und das steht in genauem Zusammenhange mit der Redefreiheit. Wenn beides noch mehr als bisher im Preußischen begünstigt wird, muß der Regierung das Regieren täglich mehr erleichtert werden. — Wie wollen Sie, fiel jener ein, diesen sonderbaren Satz beweisen? — Hie und da, fuhr ich fort, darf bei uns allerdings mancherlei Freies gedruckt werden, aber es fehlt an einem Gesetze, welches, wie in England, sich darüber bestimmt und genügend

ausspräche. Jetzo hängt alle Billigkeit von der willkührlichen Laune oder beschränkten Ueberzeugung des einzelnen Censors ab, und wenn er sich auch nebst seinen Vorgesetzten milde und vorurtheilsfrei zeigt, so erscheint dieß doch immer nur als eine Vergünstigung, und Niemand kennt sein Recht. Abgesehen aber von diesen Uebeln ist ein Größeres nicht zu umgehn: daß nämlich bei solchen Verhältnissen bald diese, bald jene fremde Regierung an dem Gedruckten einen Anstoß nimmt, und weil die Gesetze schweigen, die Ausübung einer Willkühr auch einmal für sich, oder ihre beschränkten und ungerechten Ansichten verlangt. In solche Verlegenheit und Abhängigkeit kann eine Regierung nicht kommen, welche sich, wie die englische bei Bonapartes Beschwerden, auf unwandelbare Gesetze beziehen, und Preßfreiheit ein unantastbares Recht des Volks nennen kann oder will. Alsdann braucht sich auch keine Behörde jemals gewaltsam einzumischen, denn jede gedruckte Ansicht findet allmählig wiederum ihre gedruckte Widerlegung, und während so die Einzelnen sich gegenseitig die bösen Stifte austreiben, (sfogar gli humori, sagt Macchiaveli) steht sie ganz sicher und nimmt die besten Früchte leicht für sich hinweg.

Nur durch eine Opposition sind die englischen Minister erzogen und so hoch gehoben worden; sobald die deutschen ihren eigenen Vortheil einsehn, müssen sie selbst dahin wirken, daß solche Träger und Förderer ihrer Größe entstehen und thätig werden können. — Sie denken, sagte hier jener Mann, doch neben der Opposition, welche sich in gedruckten Sachen äußert, gewiß auch an eine Staatsverfassung. Davon sind wir aber bei uns noch weiter entfernt, als von der Preßfreiheit. — Wie so, entgegnete ich? Mir scheint vielmehr Oesterreich diesem Glücke näher zu stehn, als wir, weil uns die geschichtliche Grundlage fast überall ganz fehlt, und das noch Bestehende nur zu oft als verkehrt entgegen tritt. Sie brauchen das Aeltere bloß aus dem Schlafe zu wecken; bei uns ist dagegen die Rede von einer völlig neuen, unendlich schwerern Erzeugung. — Täuschen Sie sich nicht, fiel jener ein: die verschiedenen Reste von Verfassungen, welche in der österreichischen Monarchie mit mehr oder weniger Recht Anspruch auf Fortdauer machen, sind in sich so widersprechend, eigensinnig und unvereinbar, daß es viel leichter erscheint, auf einem reinen Boden etwas Neues zu erbauen, als das buntscheckige

Alte auszuflicken. Und wenn dieß auch gelänge, so sind wir damit einer einigen allgemeinen Reichsverfassung nicht um einen Schritt näher. — Aber warum, wandte ich ein, stecken Sie denn dieß als alleiniges Ziel vor? — Nicht ich, erwiederte jener, sondern Sie werden dieß Ziel, wenn ich anders einige Aeußerungen von Preußen nicht mißverstanden habe, ausschließend als das Höchste und Würdigste gelten lassen. Mir und vielen Oesterreichern ist dagegen durch die französische Revolution der Glaube an alle heilsame Wirksamkeit der Formen verloren gegangen, und wir ergeben uns nicht der abergläubigen Hoffnung einer Erlösung von dieser Seite her. — Sie widersprechen sich selbst, antwortete ich, indem Sie ja so eben die Bedeutsamkeit sogar von geringen Ueberbleibseln alter Formen einräumten, und mir wie manchem Preußen ist durch die französische Revolution vielmehr die Ueberzeugung entstanden, daß der Mangel aller Formen leicht in Unheil hineinstürzt, und falsche Verfassungsformen nothwendig und unausbleiblich die schrecklichsten Zustände herbeiführen. Für meine Person hege ich sonst keineswegs die Meinung, man müsse, wie Medea, (das Vorbild kaiserlicher und jacobinischer

Revolutionaire bei ihren Umgestaltungen) die einzelnen Glieder des Staats in einem Kessel kochen, und sieden, damit ein schönes Ganzes daraus hervorgehe. Gaglianis Worte möchten hier Anwendung finden: mais la grande source des erreurs, celle dans laquelle touts les hommes tombent plus ou moins, celle dont on ne se garantit point, c'est l' habitude de généraliser une idée particulière. Es ließe sich, fiel jener ein, vielleicht noch richtiger Montesquieu anführen: La grandeur du genie ne consisteroit - elle pas mieux à savoir dans quel cas il faut des differences, au lieu de l'uniformité? Sobald Sie nun dieser Ansicht nicht widersprechen, was können Sie von einem Reichstage hoffen, wenn man die unter einander fremden, mit den sachlichen Verhältnissen des Ganzen unbekannten Volksvertreter von Memel bis Luxemburg beruft und in Berlin in eine Stube sperrt, um das allgemeine Wohl zu berathen, und die allgemeinen heilsamen Gesetze aufzufinden und auszusprechen? — Bester Freund, entgegnete ich, von einer solchen einzigen Kammer, von einem solchen allgemeinen plötzlich erschaffenen Reichstage, erwarte ich wenig oder Nichts; aber davon ist ja auch kei-

neswegs die Rede. Vielmehr hat der König gesagt — Was der König oder der Kaiser gesagt hätte, fiel mein Gegner ein, wäre in Wien genügender Fingerzeig und bindende Regel; so ists aber nicht bei euch. — Sie wollen uns doch damit nicht als Anarchisten und die Oesterreicher als Knechte bezeichnen? — Keineswegs; ich will nur behaupten, daß mir bei zwei Kammern, mit welchen Andere aus der Tasche spielen, die Sache nicht weiter gefördert scheint. Die, welche das Unterhaus bilden sollte, wird an den schon getadelten Mängeln leiden, und wie man auf einmal einen wahren Adel im ächten staatsrechtlichen Sinne erzeugen könne, wo er fehlt, ist mir unbegreiflich. Ein Mädchen kann sehr lebhaft fühlen, daß ihr die Keuschheit fehle; aber was verloren ist, ist verloren. Und werden sich Eure Adeligen auch darin nach dem brittischen Vorbilde richten wollen, daß von Steuerfreiheit und privatrechtlichen Vorzügen in England nicht die Rede ist? daß die staatsrechtlichen Vorzüge nur dem Haupte der Familie zustehn, alle übrigen Glieder aber sehr weise mit dem Bürgerstande verschmelzen? — Was die Adeligen darüber denken oder nicht denken, gab ich zur Antwort, weiß ich

nicht, wohl aber, daß es mir eben so wenig nothwendig scheint, die englischen Einrichtungen, als die französischen, nachzuäffen. — Aber was bleibt ihnen denn übrig? — Das Deutsche, was höher steht als beide, Stände, Bundesverfassung, Föderation. —

In diesem Augenblicke wuchs die Lebhaftigkeit des Gesprächs in einem andern Theile der Gesellschaft. Die Wirthin winkte uns herzu, und ich hörte, daß ein Curländer gegen einen Italiäner behauptete: das Wiederfordern der Kunstwerke in Paris, sey eine schlechte, kleinliche Maßregel und nur der Kaiser Alexander habe sich hierbei, wie immer, sehr großmüthig gezeigt. Der Italiäner erwiederte: dem Kaiser werde dießmal die Großmuth nicht schwer, da für Rußland und das eroberte Pohlen nichts zu fordern sey. Dieß hielt jener für eine Beleidigung und bewies mit großer Heftigkeit die Vorzüge Rußlands vor Italien, selbst in Hinsicht des Klimas und der Kunstschätze; buchstäblich setzte er den Kreml über den Vatican, den Stein, worauf Peters I Bildsäule steht, über die sieben Hügel, und diese Bildsäule über alle Bildsäulen und Malereien der letzten Jahrhunderte. Seine Rede schloß

er mit den Worten: Gott nur ist groß und Rußland. Niemand bezeigte Lust, diesen eingerußten Curländer, der seine Deutschheit so ganz vergessen hatte, wie manche Elsasser, rein zu waschen, und ich zog mich nach diesem tragikomischen Zwischenspiel mit meinem Gefährten wieder in unsere Fensterecke zurück.

Auch ein Unzufriedner hub dieser an, der da nicht minder als der Herausgeber des rheinischen Merkurs verlangt, daß die Diplomatiker auf ihn Rücksicht nehmen sollen. — Wie kommen Sie, fragte ich, auf diese Zusammenstellung? — Bloß um die äußersten Enden der Forderungen zu bezeichnen, und die Unmöglichkeit darzuthun, Allen zu genügen. Sonst will ich keinesweges hierbei bloß zählen und den Narren so viel wie den Verständigen gelten lassen. — Weil indessen, fuhr ich fort, jeder nur den Gleichgesinnten für verständig hält, und das Abwiegen und Abwürdigen der Stimmen große Schwierigkeiten zeigt, so möchte ich den Staatsleuten rathen, das einfache Zählen doch nicht ganz bei Seite zu setzen. — Erklären Sie sich näher über diesen mechanischen Vorschlag. — Bei dem Würdigen der Stimmen geschiehts wohl, daß Einer behauptet, die

seine überwiege an Weisheit und Heilsamkeit alle übrigen, und dieser Eine ist, wenn kein Anderer, doch immer der vorsitzende Diplomat. Eine solche mechanische Voraussetzung scheint mir nun noch mechanischer, als das Abzählen. — Wollen Sie denn, unterbrach mich jener, nach der so abgeschmackten als unausführbaren demokratischen Weise, Haus bei Haus anfragen, und nach den Ergebnissen über das Geschick Europas entscheiden? — Keineswegs, es sollen für ganz Europa nur etwa ein Dutzend Stimmen gelten, und ich überlasse auf mehr als aristokratische Weise dem Gewissen der vorsitzenden Staatsmänner selbst zu entscheiden, wofür jede von diesen Stimmen sich ausspricht, und ob ihr Ausspruch gegründet oder nicht gegründet sey. — Wollen Sie, fiel mein Gefährte ungeduldig ein, sich nicht deutlicher erklären? — Die aus der Persönlichkeit eines Einzelnen hervorgehende Zufriedenheit oder Unzufriedenheit hat oft mit dem wahren Verhältniß der Dinge wenig Zusammenhang; aber die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit eines ganzen Volks ist nie eine bloße Sonderbarkeit, oder ein leerer Zufall, oder eine allgemeine Verkehrtheit, oder ein grundloser Irrthum. Vielmehr spricht sich dadurch in der Regel

das Rechte und Natürliche aus, und es ist die höchste Anmaßung, wenn Staatsklügler dieß bei Seite setzen, und mit ungeschickten Händen die Natur, das Wesen und die Gesinnung ganzer Völker umgestalten wollen. Nur diese Volksstimmen will ich gezählt wissen, und es ist nicht möglich, daß die tiefste Theorie zu einem Ergebniß gelange, welches mit ihnen in wahrem Widerspruche stehe. So konnte man zur Zeit der napoleonischen Herrschaft wohl nicht bezweifeln, ob das Volk der Deutschen unzufrieden und mit Recht unzufrieden sey. Ehe man aber jetzt die Vortrefflichkeit aller politischen Arrangements behauptet, sollte der Diplomat in seinem Kämmerlein gewissenhaft jene Stimmenumfrage halten, und ich möchte wohl wissen, was ihm die Spanier, Franzosen, Italiäner, Pohlen, Dänen, Finnländer, Norweger antworten würden. Ich nenne nur diese, und will einmal höflich oder tyrannisch ausrufen: ins Teufels Namen, ihr Deutschen, ihr sollt Alle zufrieden seyn. —

Trotz dieser Winkelzüge, begann mein Gefährte, sehe ich dennoch, daß auch Sie zu den Mißvergnügten gehören, welche vergessen, daß die Staatsmänner in der Regel wenigstens eben so klug sind, als

die klagenden Privatpersonen, daß aber tausend Hindernisse jenen verbieten, geradeaus zu dem erkannten Ziele zu eilen. Nicht selten würden sie mit dem Kopfe gegen mehr als eine Mauer laufen. — Zuvörderst, antwortete ich, muß ich bitten, daß Sie mich nicht für eine von den unausstehlichen Personen halten, welche überall durch Achselzucken tiefe Einsichten und durch Hohnlächeln einen erhabenen Charakter darlegen wollen. Ich habe vielmehr die größte Neigung, immer und überall zufrieden zu seyn. Was nun den Inhalt ihres Einwands selbst betrifft, so soll man allerdings den allgemeinen Gang der öffentlichen Angelegenheiten und ihre entscheidende Richtung nicht den Abgeordneten eines Staats zum Vortheil oder zur Last schreiben; wohl aber soll im Ganzen darüber nachgedacht, verglichen und geurtheilt werden, wobei sich der Antheil der Einzelnen nicht selten einleuchtend genug entwickelt, z. B. ob die Franzosen oder Russen daran Schuld sind, daß Pohlen nicht hergestellt und das Elsaß nicht abgetreten ward, oder ob beide daran Schuld sind, oder wer auf dem besten Fuß mit den afrikanischen Raubstaaten steht, und dergleichen. Je mehr sich hierüber ein öffentliches Urtheil bildet,

und bilden darf, desto besser ist derjenige Staatsmann daran, welcher das Bessere vertheidigte; er wird dagegen mit Recht als theilnehmender Sünder betrachtet, wenn er eine solche Prüfung und Darlegung hindert. — Das dürfte ihm noch nicht viel nützen, wandte mein Gefährte ein, denn die Prüfenden und Darlegenden gehn von den widersprechendsten Grundsätzen aus. Einer denkt z. B. an Flußgränzen, der andere an Berggränzen, der dritte an Rechtsgränzen, der vierte an Sprachgränzen, der fünfte ans europäische Gleichgewicht, u. s. w. — Welche Ansicht, fragte ich, würden Sie zum Grunde legen? — Alle, entgegnete jener, und wiederum Keine von Allen. — Dießmal, bemerkte ich, ists an Ihnen, deutlicher zu sprechen, damit sie nicht von allen Parteien verketzert werden. — Zuvörderst, fuhr der Wiener fort, befolgten die Mächte, welche auf dem Wiener Congreß verhandelten, meine Ansicht, und ich habe sie zu Bundsgenossen; da aber dieser Congreß bei euch in keinem guten Geruche steht, so will ich euch zu beweisen suchen, daß, mit Ausnahme des Grundsatzes vom europäischen Gleichgewicht, keiner auf allgemeine Gültigkeit Anspruch machen konnte. Die Lehre von den Flußgränzen

hat wenig Vertheidiger mehr, und Sie werden die Oder so wenig zur östlichen, als den Rhein zur westlichen Gränze Deutschlands haben wollen. Die Berg- und Wasserscheidungsgränzen machen jetzo mehr Ansprüche, und sind besonders gegen Frankreich in Anregung gebracht worden: aber dieß Verfahren war nur das Umgekehrte des Kaisers Napoleon, der sich in Deutschland auch auf seine Weise hineindemonstrirte und bei allgemeiner Anerkenntniß der alleinigen Richtigkeit jener Scheidungsweise müßten die Russen bis Böhmen, oder Hamburg, oder die Preußen bis Petersburg herrschen, müßte Tyrol guten Theils von Deutschland losgerissen, müßte Italien nach der Richtung des Apennins höchst wunderlich zerschnitten, Portugal vernichtet werden u. s. w. Mehr Achtung verdienen die Rechtsgränzen; aber während des Kriegs sind sie ja aufgehoben, und man muß sie aus anderweitigen Gründen neu bestimmen. Wenn der letzte Buchstabe des Rechts allein gälte, so hätte man gar keinen Krieg beginnen können oder sollen. — Dieser letzte Punkt, fiel ich ein, verdiente wohl eine tiefere Untersuchung, besonders in so fern im-

mer von einer Seite ein Unrecht vorausgesetzt wird, das man vertilgen oder unmöglich machen müßte. So lange dieß nicht vollständig gelingt und das neue Recht gefunden werden muß, behalten Flüsse und Berge gewiß einige Bedeutung, weit mehr aber die Sprache. Wenn sie Europa nach den Sprachen in Staaten theilen, so werden die Verhältnisse natürlicher und die Menschen zufriedner seyn, als nach jeder andern Scheidungsregel. Aber freilich müßten dann Franzosen, Russen und Engländer keine deutschen, Oesterreicher keine italiänischen, keine fremde Macht polnische Landschaften besitzen. Auf dem Wiener Congreß, das gaben Sie ja schon zu, sind alle bisher erwähnten möglichen Regeln nicht befolgt worden; weil sie aber einen größern Nachdruck auf das europäische Gleichgewicht legten, von dem ich gar keinen Begriff habe, so muß ich schon um Beantwortung mehrer Fragen bitten. Erstens: die Staaten wiegen nicht gleich viel; erhält nun nach den richtigen Grundsätzen des Gleichgewichts der Leichte oder der Schwere das Meiste? Z. B. Rußland hat vierzig, Preußen zehn Millionen Einwohner, fünf Millio-

nen sind, wie man zu sagen pflegt, noch disponibel. Bekömmt nun Rußland vier und Preußen eine Million, oder erhält Preußen fünf und Rußland Nichts, weil es schon zu viel hat, oder giebt man die fünf disponibeln Millionen denen, welche noch weniger als beide haben? Oder wiegen 30 Millionen Einwohner auf 10000 Quadratmeilen eben so viel als auf 100000 Quadratmeilen? — Oder — Alle diese Ansichten und Fragen, fiel mein Gegner ein, sind irrig, das Gleichgewicht besteht vielmehr nur darin, daß kein Einziger, so wie Napoleon, Alle zu besiegen, und Europa zu erobern im Stande sey. — Aber wenn Sie diese Unmöglichkeit bloß durch Addition und Subtraction von Quadratmeilen und Menschenzahl beweisen lassen, so müßte fast jeder Staat behaupten, er sey jetzt viel zu schwach im Verhältniß zu allen übrigen Mächten, und überhaupt dünkt mich, die Aufgabe sey ganz thöricht und jedes angebliche Resultat irrig, wenn man ein Gleichgewicht unter zehn oder zwanzig Staaten sucht, und dennoch jedem Freiheit oder vielmehr Willkühr zugesteht, sich in eine oder die andere Waagschale

zu werfen. Pohlen war arithmetisch groß genug, um selbst bei den Freunden der physischen Länge und Breite ein Staat zu heißen, was half aber sein Gewicht, als sich unerwartet drei andre Gewichte, des Rechtes und der Sitte vergessend, an die entgegengesetzte Schale hingen? Aber nicht allein bei dem statistischen Verfahren löset sich die Theorie des Gleichgewichts in bloßen Nebel auf, sondern der geschichtliche Weg setzt mich in dieselbe Verlegenheit. Am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts der Grund eines vierzehnjährigen Krieges; man glaubte es damals beim Utrechter, wie jetzt beim Pariser Frieden gefunden zu haben: aber nun lassen Sie sich eine Karte von Europa nach beiden Friedensschlüssen illuminiren, und suchen sie für **beide** Zeitpunkte das richtige Gleichgewicht zu finden. Entweder in Utrecht oder in Wien hatte man Unrecht, oder man trieb sich beide Male in der Irre umher. Das südwestliche Europa sieht sich noch ziemlich ähnlich; aber das nordöstliche! Rußlands Anwachs, der mehr beträgt als ganz Frankreich, scheint für imponde-

rabel zu gelten; eben so Englands unermeßliche außereuropäische Besitzungen! Oder hält man das mittlere Europa bloß für den Waagebalken, an dem diese Massen sich hängen, und ihn nach Belieben auf und nieder ziehen? Besitzen die Engländer nicht alle englischen, die Franzosen nicht alle französischen, die Russen nicht alle russischen Landschaften? Nur Deutschland, auf dessen Macht zuletzt die Ruhe Europas beruht, besitzt nach allen Seiten hin noch nicht alle deutschen Landschaften. Wir begehren keines fremden Gutes, wir wollen Gott danken, wenn das Wenige, was wir ungebührlich inne haben, wieder seinen rechten Herrn findet; aber von Bern bis Riga spricht man deutsch, und wenn ich auch Curland und Liefland mit Ihnen als eine Mauer betrachte, an welcher sich der Staatsmann jetzo den Kopf zerstoßen hätte, so war es doch ganz an der Zeit, daß die Schweiz dahin gestellt wurde, wo sie hin gehört, nämlich zum großen deutschen Bunde. — Ungeachtet Ihrer Versicherungen fiel hier mein Gefährte ein, sind Sie schon wieder beim Klagen, und behalten den Charakter der Preußen bei, die

man die Oppositionspartei, so wie Oesterreich die Ministerialpartei in Deutschland, nennen könnte. — Wenigstens, sagte ich, ist diese Entgegensetzung gescheidter, als die Meinung derer, welche, um einer Grille von einer allgemeinen Deutschheit willen, an Oesterreich oder an Preußen einen unbedingten Anstoß nehmen, und ihrer Theorie zu Gefallen, gar gern dem einen oder dem andern das Lebenslicht ausbliesen. Wenn Aeltern ihre Kinder, wenn Brüder ihre Brüder ermorden wollten, um das Erbtheil zu vergrößern, wer verfluchte nicht den Frevel und den Wahnsinn, und doch vertheidigen Manche dieß Verfahren in Bezug auf die Staaten. Das Privatrecht sorgt ängstlich selbst für das Leben jedes Einzelnen; es erlaubt nicht, daß jemand einen Schwachen und Kränklichen tödten dürfe, sobald er verspricht einen Gesunden zu erzeugen; wie frech läßt dagegen das öffentliche Recht für jede erregte Quacksalberhoffnung von schönerer Wiedergeburt Staaten umbringen, was für jeden, der nicht ganz blöde Augen hat, keineswegs ein einfacher, sondern ein tausendfacher Mord ist. Und wäre wirklich ein Staat ohne Gift-

mischerei natürlichen Todes gestorben, so sollte man die Reste ehren und beisammen verwahren, nicht aber mit bacchantischer Wuth die Rechentafeln gleich den Cymbeln schlagen, Land und Menschen zerreißen und in alle Weltgegenden umherschleudern.

In Ihren Worten, unterbrach mich mein Gefährte, liegt der Tadel mancher Neuerung; es ist aber viel eher mir, als Ihnen angemessen, das Alte zu vertreten. Preußen muß sich ganz natürlich zum Bilden des Neuen, Oesterreich zum Festhalten des Bestehenden hinneigen, versteht sich ohne Eifer und Leidenschaft, sondern so verträglich, wie wir beide es hier thun. Und da frage ich, wo ist die schöne Mannichfaltigkeit, die geschichtliche Festigkeit, die eigenthümliche Bildung hingeschwunden, welche die europäischen Staaten vor der französischen Revolution zeigten? Alle geistlichen Staaten bis auf den vereinzelten Kirchenstaat, alle freien Städte, bis auf drei oder vier, alle Republiken sind untergegangen, und nur eine, so oft aufgezwungene Form ist übrig geblieben. — Wohl gesprochen, fiel ich ein, und

Sie werden Ihre Klage noch erhöhen müssen, wenn Sie weiter ins Mittelalter zurückgehn, und insbesondere die deutsche überall hervortretende Neigung zum Genossenschaftlichen recht gründlich ins Auge fassen. Der Einzelne, als solcher, schien keine Bedeutung zu haben, keine Freude und Sicherheit zu erkennen; er wollte sich deßhalb überall anschließen und verbinden, und die neueste Lehre, daß der Staat ein Ganzes sey, würde den Männern jener Zeit in dem Sinne ganz unbegreiflich und unmöglich erschienen seyn, daß jeder Einzelne in dem einen großen unsichtbaren Ganzen, recht eigentlich haltungslos, umherschwimme. Sie kannten damals kein großes Ganzes, was nicht aus kleinern lebendigen Ganzen auferbaut gewesen wäre; sie wußten nichts von ungeheuern Massen, die nur durch Gränzpfähle und Mauthlinien zusammengehalten wurden und im Innern einen gleichartigen Brei bilden. Damals stieg das unendlich reiche regsame Leben auf, von dem Dorfgerichte, den Schöppen, Geschwornen und dem Gaugrafen, zu größern Lebenskreisen, zur Genossenschaft der Grafen, der Herzöge, der hohen Geistlichkeit, und

daneben entwickelten sich die Zünfte, die Bürgerschaften, die geistlichen und ritterlichen Orden, das Ritterwesen überhaupt. Wahrlich, so wie sich eine wohlgeordnete galvanische Batterie zu einem Rumpelkasten voll todter Metallscheiben und nasser Pelzlappen verhält, so verhalten sich manche zusammengeschneiderte unbeschränkte Monarchien zu jenen lebendigen Staatsverbindungen des Mittelalters. — Ich will dieß nicht bestreiten, sagte mein Gefährte, glaube aber, daß wir diese Verhältnisse weder herstellen können, noch sollen. — Ganz richtig, antwortete ich, wohl aber sollen wir nach Verfassungen trachten, welche Leben in die Massen hineinbringen; wir sollen dabei den tiefsten Grundcharakter der Deutschen, welcher sich in allen jenen Genossenschaften durch die ganze Geschichte hindurch ausspricht, festhalten, und ihn nicht um einer oder zwei Kammern in der Residenzstadt willen aufgeben, welche allein den Deutschen weder genügen können, noch sollen. Ueberall soll Leben und Selbstständigkeit seyn, von der Familie aufwärts, in den Dörfern durch Dorfordnungen, in den Städten durch Städteordnungen, in den Ge-

nossenschaften der Geistlichen, Gelehrten, durch die (von den bestehenden Mängeln zu reinigenden) Provinzialstände hinauf, zu den Reichsständen, zu dem großen deutschen Bundesverein. So war das deutsche Wesen; dem ähnlich kann und soll es sich neu gestalten, und welches Volk wird sich dann an Reichthum des Lebens, an mannichfacher Thätigkeit und Eigenthümlichkeit, an Festigkeit der Verbindungen, an Liebe und Treue mit ihm gleichstellen dürfen! Der Bundestag, der Reichstag allein, kann nur in gewissen Richtungen und Kreisen wirken; es muß auch Landtage, Stadttage, Dorftage, Familientage geben, mit der ihnen angemessenen Wirksamkeit und ihren Kreisen.

Wenn nur, unterbrach mich mein Freund, die Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre nicht mehr gelten werden, als die Beweise, welche die Geschichte durch tausend Jahre hindurch giebt. Sie wissen, wie lebhaft es, nicht die Staatsmänner, wohl aber angebliche Lehrer und Hofmeister der Staatsmänner, in Anregung brachten, Deutschland in zwei Staaten, oder gar in einen Staat aufzulösen. Lieber möchte ich, daß die Franzosen noch einmal nach

Wien kämen, denn sie würden auch noch einmal herausgeschlagen werden; aber Deutschland ist in seinem Grundwesen vernichtet und von sich selbst abgefallen, wenn es nach jener wohlgemeinten, aber durchaus falschen Ansicht umgestaltet wird. All das zahllose Unheil, was wir an Frankreich mit Entsetzen erblicken, von den furchtbaren Freveln der Herrscher und des Volks, bis zu den Lächerlichkeiten und Einseitigkeiten seiner literarischen Hauptstadtszwerge, Alles dieß würden wir uns damit einimpfen. Höher hat es das Völkerrecht nie gebracht, als zu einem deutschen Staatenbunde, und die kleinen Fürsten, Grafen und Städte haben keinen unheilbringenden Frieden geschlossen, oder Rastadter Verhandlungen geführt. — Wenn sie Deutschland auch nicht verrathen haben, wandte ich ein, so hätten sie es doch auch nicht erret- tet. — Daraus folgt nur, antwortete jener, daß, wie wir schon bemerkten, feindliche Angriffe auf Preußen und Oesterreich so verkehrt sind, als auf der andern Seite die Behauptung oberflächlich ist, daß kein kleiner Staat je etwas Großes geleistet habe. Eher ließe sich diese Behauptung umkehren

im Angedenken von Athen, Corinth, Florenz, Venedig, Genua, den Niederlanden, Preußen: denn Preußen gehört allerdings, in Vergleich mit Rußland, Oesterreich, England, zu den kleinern Staaten, und muß sich für diese mehr als für jene interessiren, wenn es nicht zuletzt schlecht wegkommen, und Anhängsel eines noch größern Reichs werden soll. Auch hat es sich eben als kleinerer Staat inniger, eigenthümlicher, begeisterter gezeigt, als die Uebrigen.

Betrachten Sie die Städte Deutschlands, welche ihre Landesherren verloren haben, wie traurig, verlassen, verödet, erscheinen sie gegen sonst! Es ist unmöglich, daß sie, aus lebendigen Wesen in äußere Glieder eines großen Körpers verwandelt, gleiche Würdigkeit, Tüchtigkeit und Eigenthümlichkeit behalten können. Wer ist so verblendet, daß er nicht Deutschlands Grablegung darin sehen muß, wenn österreichische Hofkriegsräthe, oder preußische Steuerräthe, in Hamburg, Lübeck, Bremen, Weimar, Gotha, Dessau, Cassel, Stuttgardt, München, Carlsruhe u. s. w. regierten? Wer darf den unendlichen, unvergleichbaren Reich-

thum deutscher Geschichte aufgeben für die Geschichte einer Hauptstadt und eines Hofes? Wer darf nach tausendjähriger Erfahrung läugnen, daß ein deutscher Bund bestehen könne, und das Mangelhafte sich ausschließen, das Bessere sich erneuen lasse? Wer kann dagegen hoffen, daß aus einer Vernichtung des Grund- und Urcharakters der Nation gute Früchte für die Vernichtenden hervorgehen könnten?

Diese Ansicht, sagte ich hierauf, ist so sehr die meinige, daß ich Sie darüber gerichtlich zu Protokoll vernehmen möchte, um einigen von meinen Freunden, die mir vorwerfen, ich könnte mich nie zu der Höhe eines größern Ueberblicks aufschwingen, zu beweisen, nicht bloß einem gebornen Dessauer, sondern auch einem gebornen Wiener könne, ja jedem Deutschen solle Deutschland in einem andern Lichte erscheinen, als es abwechselnd die Noth oder das Glück der letzten Tage verlangt. Doch wir wollen nicht kritteln, sondern uns freuen, daß das Glück auf die Noth folgte, und nachdem sich die deutsche Tapferkeit so herrlich bewiesen, werden auch die schwerern, seltenern und

unentbehrlichen Haupttugenden der Gerechtigkeit, Mäßigung und Weisheit aufblühen. Dann dürfen wir uns mit dem Größten messen, was die alte Welt hervorgebracht hat; aber die wahrhafte Verklärung der neuern Zeit kann erst hervorgehn aus den christlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druckfehler.

Seite 22. Zeile 10. von oben, statt möglichst lies eiligst.
— 102. — 9. v. o., st. keinen l. kleinen.
— 106. — 6. v. u., st. erscheinen l. erschienen.

H. HEINRICH
Buchbinderei
Rottenburg/

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Raumer, Friedrich <<von>>,

Die Herbstreise nach Venedig

Bd.: 2

Berlin (1816)

It.sing. 791 h-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467851-5